

Ludwig Fromm

Meklenburg : ein niederdeutsches Landes- und Volksbild

Schwerin: Bärensprung, 1860

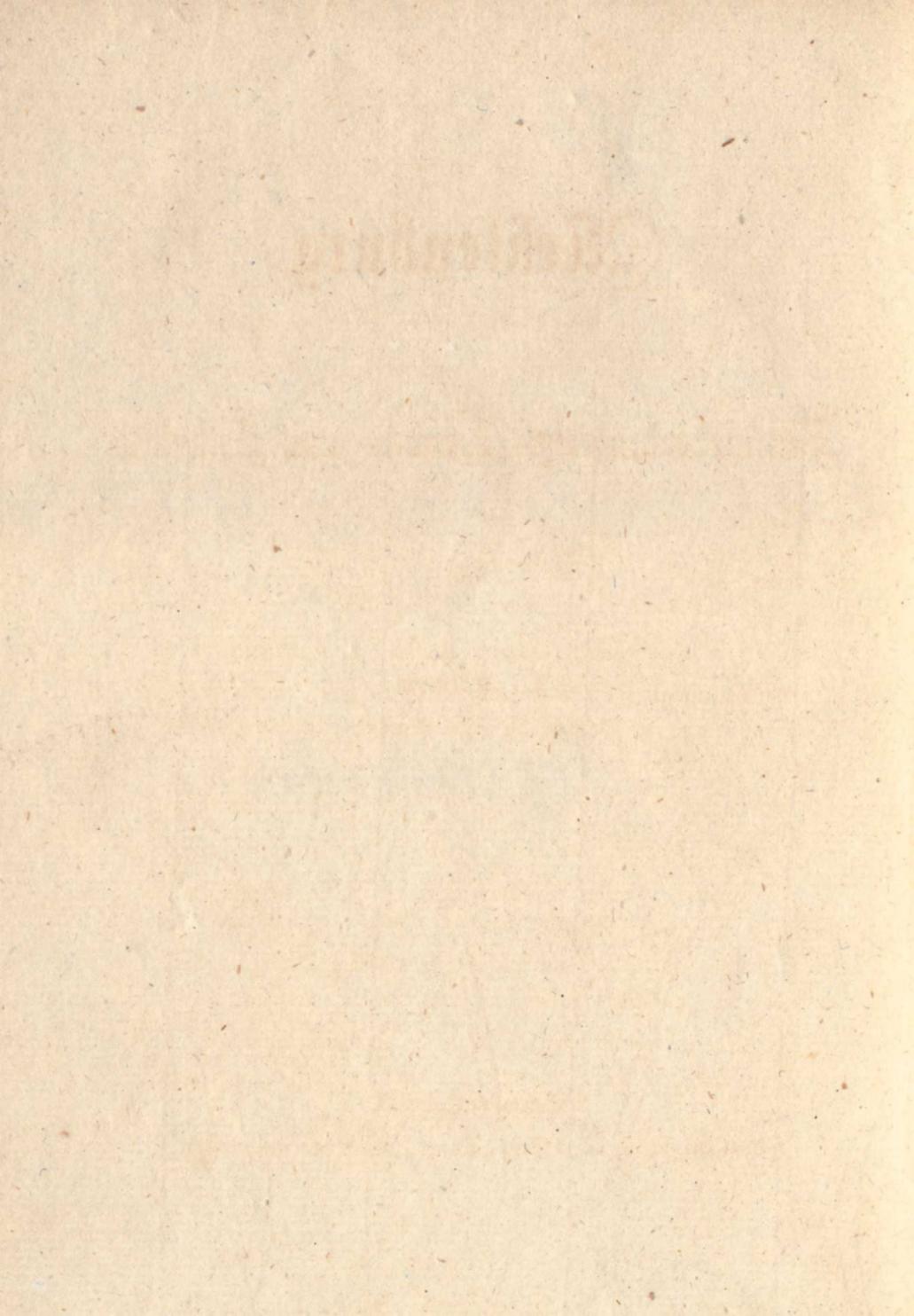
<http://purl.uni-rostock.de/rosdok/ppn769063004>

Druck Freier  Zugang  OCR-Volltext



V. 48.

~~M. 3256. G.~~



Meklenburg.

Ein niederdeutsches Landes- und Volksbild.

Von

F. Grimm.

Schwerin 1860.

Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei von Dr. F. W. Bärensprung.

Seiner Königlichen Hoheit

dem

Allerdurchlauchtigsten Grossherzoge

Friedrich Franz

von Mecklenburg, Fürsten zu Wenden,
Schwerin und Raseburg, auch Grafen zu Schwerin,
der Lande Rostock und Stargard Herrn &c.

in

allertieffster Ehrfurcht gewidmet

von

dem Verfasser.



Niehl's treffliches Bild der Pfälzer konnte wohl den Wunsch erwecken, auch von anderen deutschen Ländern ähnliche Zeichnungen zu besitzen. Eine Beschreibung Mecklenburg's schien aber noch aus dem Grunde wünschenswerth, weil das Land in einem großen Theile Deutschlands fast völlig unbekannt ist, und weil dieser Umstand nicht selten zu den schiefesten Urtheilen Veranlassung gegeben hat. Zwar ein so farbenreiches Bild, wie die Pfalz es erlaubt, vermögen wir von unserem Vaterlande nicht zu liefern; doch ist's ja auch der Gegenstand des Bildes oft, was die Herzen der Beschauer fesselt, und dieses Gedankens getröstet wir uns, wenn wir eine einfache Zeichnung neben jenes in großen Zügen componirte Gemälde zu stellen versuchen. Es muß dies vorweg angedeutet werden, weil wir der Vergleichung wegen, welche der Endzweck solcher Schilderungen sein soll, möglichst der Eintheilung des Niehl'schen Werkes gefolgt sind, hie und da auch die Resultate seiner Untersuchung mit der unsrigen verglichen haben.

Die folgenden Schilderungen wurden zuerst durch die „Mecklenburgische Zeitung“ veröffentlicht und erscheinen hier in wenig veränderter Gestalt. Es ergibt sich daraus schon von selbst der Zweck, welchen wir bei ihrer Zusammenfassung haben. Möchten sie dazu beitragen, die Kenntniß Mecklenburgs zu fördern und den Sinn für die Kunde des Vaterlandes in seine weitesten Kreise tragen! Möchten sie in vielen Herzen die Liebe zu unserem schönen, von Gott so reich gesegneten Lande kräftigen und mehren!



Inhalt:

Einleitendes	Seite 1.
Das Land und die Leute	= 19.
Des Volkes Art und die Grundzüge seines Charakters	= 30.
Die Bauwerke	= 45.
I. Die Kirchen	= 46.
II. Die fürstlichen Schlösser	= 51.
III. Die Städte	= 55.
IV. Die Dörfer	= 58.
Die Volkstracht	= 69.
I. Das Werktagskleid	= 72.
II. Das Sonntagskleid	= 79.
Das Volksleben.	
I. Familienleben und Alltagsflüche	= 88.
II. Familien- und Dorffeste	= 101.
III. Aberglauben im Volksleben	= 117.
Sprachliches. Schluß	= 127.



Einleitendes.

Wer Mecklenburg nach allen Richtungen hin durchwanderte, der wird sich gewiß an der Menge lieblicher Landschaftsbilder erfreut haben, die in reicher Abwechslung ihm vor das Auge traten. Wer es aber versuchen möchte, diese einzelnen Bilder zu einem Gesamtbilde zusammenzufassen und mit wenigen Worten die Gestaltung des Landes zu schildern, der erkennt die große Schwierigkeit solchen Unternehmens und wird immer wieder auf die Darstellung einzelner Landschaften zurückkommen müssen, aus denen sich der Leser ein Bild des Ganzen selbst abstrahiren kann. Das kommt daher, weil bei der Gestaltung dieser einzelnen Landschaften besonders hervorragende Bildungsglieder fehlen und weil — trotz allen Wechsels im Einzelnen — doch im Großen und Ganzen die ähnliche Gestaltung vorherrscht. So sind es hier Hügel, dort Thäler, hier üppige Ebenen, dort lachende Waldungen, Seen mit reizender Umgebung, Flüsse, die sich in saftig grünen Wiesen hinschlängeln, mit Obstbäumen umkränzte Dörfer und von Gärten umringte Städte, welche die Landschaften bilden und charakterisiren, welche in immer wechselndem Leben voller Reiz und Mannigfaltigkeit auftreten und das Herz erfreuen, aber die Verschiedenartigkeit ihrer Bilder durch vielfache Uebergänge im Kleinen, durch Mannigfaltigkeit des Aehnlichen gewinnen, was sich Alles leicht empfinden, aber auch durch die genaueste Beschreibung im Ganzen nur sehr schwer anschaulich machen läßt.

Es liegt uns dennoch daran, dem Leser einen Ueberblick über die Gesamtgestaltung Mecklenburgs zu geben und wir glauben dies am Besten zu erreichen, wenn wir mit ihm das Land in verschiedenen Richtungen durchwandern und die einzelnen Gegenden kurz beschreiben. Beginnen wir im äußersten Westen, so treten wir sofort in die freundliche Gegend, welche sich rings um den Ratzeburger und den Schaalsee legt, den schmalen Raum zwischen beiden mit einer Menge von Hügeln und Thälern füllt, in denen Wald und Flur und See mannigfach abwechseln und die sich nordöstlich zum Daffower Binnensee und in den Ritzger Ort, östlich zum Schweriner See hin fortsetzen. Der Ratzeburger See mit seinen steilen, buchenbelaubten Ufern, mit der Insel in seiner Mitte, welche die freundliche Stadt trägt und nordwärts steil zum Wasser abfällt, hier das großartige alte Klostergebäude in seiner alterthümlichen fensterleeren Bauart tragend, aus dessen Masse sich frei und hoch der schöne, im Rundbogen erbaute Dom hervorhebt — dieser See mit seiner Umgebung ist sicherlich einer der herrlichsten Punkte Norddeutschlands. Und an ihn schließt sich eine sehr romantische, wenngleich wenig bekannte Landschaft, in deren Mitte der finstere und vielfach zerrissene Lanckower, der freundlichere Mechower und andere kleinere Seen liegen, an denen sich Landgüter mit schönen Wohngebäuden und großartigen Gartenanlagen hinziehen oder Dörfer sich in dem frischen Grün der sie umringenden Obst-Gärten lagern. So bleibt die Landschaft bis zum Schaalsee hinunter, dessen Umgebung mit derjenigen des ersteren wetteifern kann. Aber die Bilder, welche sich dem Beschauer hier bieten, sind wechselvoller. Den Ratzeburger See (wir meinen die weitere, südliche Hälfte von der Rönnitz an) überschaut man von vielen Punkten aus fast in seiner ganzen Größe, während der Schaalsee sich wegen seiner bewaldeten Inseln, der vielfachen Krümmungen seiner Ufer und seiner bedeutenden Längsdehnung immer nur theilweise zeigt. Hier fesselt die Mannigfaltigkeit und reiche Abwechslung der Scenerie, dort die Großartigkeit des Gesamtbildes. Wenn sich die Wäldungen mit ihrem jungen Grün belaubt haben und der See, von der Frühlingssonne beleuchtet, jene tiefblaue Farbe zeigt, welche ebenso köstlich wie selten ist,

dann trifft man hier ganze Gesellschaften holsteinischer Touristen, die sich der Natur und ihres Reichthums freuen.

Die Höhen, welche den Rakeburger See bekränzen, setzen sich nordwestlich gegen Lübeck hin, wo sie im Klingsberge über 450 Fuß ansteigen, und nordöstlich über Schönberg hin fort, wo sie den Daffower Binnensee umgürten und sich bei Kalkhorst im Hohen Schönberge zu 236 Fuß erheben. Von der Spitze der Hügel hat man die Uebersicht über die ganze Landschaft, welche rings um den Binnensee liegt, das Ländchen Teschow genannt. Mit seinem reichen Anbau, vielen Dörfern, Gärten und Obstpflanzungen macht dasselbe — den See im Hintergrunde — einen ungemein wohlthuenden Eindruck. Man tritt nun in die fruchtbarste Gegend Mecklenburg's, den Klützer Ort, wo sich Feld an Feld schließt und die mehrsten Ortschaften sich auf engem Raume zusammendrängen. Holz giebt es hier nur wenig, dafür aber bedeutende Weizenflächen und eine zahlreiche Bevölkerung. Das Terrain ist an vielen Stellen stark hügelig, der schon erwähnte Höhenzug tritt bis nahe an die See, bildet gegen 120 Fuß hohe steile Ufer und zeigt in seinen Zwischenräumen tiefe fette Thäler. Die Aussichten auf die See sind entzückend, besonders von dem höchsten Punkte dieser Gegend, dem Hohen Schönberge aus, von wo der Blick ein weites Panorama bis auf die holsteinische Küste bei Neustadt und die dänischen Inseln mit dem blendenden Kreideseffen Moen im Hintergrunde umfaßt, und daneben westwärts über Lübeck und Travemünde hin schweift. Mit der Stadt Wismar und ihrem freundlichen Hafen, vor dem die flache, aber interessante Insel Poel liegt, schließt diese Landschaft ab. Der Höhenzug wendet sich in einem großen Bogen um den Hafen, bildet bei Züsow (318 Fuß), Kirch = Mulsow und Neuburg ein starkgehügeltes Terrain und wendet sich dann in größerer Breite wieder der See zu, überall freundliche, aber da ihnen größere Seen fehlen, weniger lebhaftere Landschaften zeigend. Nach allen Richtungen hin wenden sich Seitenzüge, deren bedeutendster über Sternberg fort streicht, in der Hohen Burg bei Schlemmin auf 513 Fuß ansteigt und bei Zehna nochmals sehr ansehnliche Höhen bildet. Die Hohe Burg ist die Spitze der Schlemminer Hügelgruppe, eine

starke Meile nordwestlich von Bülow, durchaus bewaldet und dadurch die Fernsicht beeinträchtigend. Indessen erblickt man von hier zahlreiche Dörfer, auch die Stadt Rostock und mit einem Fernglase die Ostsee im Hintergrunde. Diese ganze Hügelgruppe macht einen sehr wilden Eindruck, Berg und Wald treten einheitlicher, imposanter vor die Seele, da die Abwechslung im Bilde durch das Wasser fehlt. Deshalb hat sich auch die Sage vielfach dieses Terrains bemächtigt und manche Erzählung haftet an ihren Eigenthümlichkeiten.

Auch derjenige Höhenzug, welcher von Kirch-Mulsow aus sich der Küste der Ostsee zuwendet, bietet des Erwähnenswerthen Vieles; er ist es, welcher die herrlichen Ufer bildet, die jetzt durch das Seebad am Heiligen Damme bei Doberan belebt und verschönert werden. Zu ihm gehören die auf 502 Fuß ansteigenden Diederichshäger Berge mit ihrer festen Unterlage eines älteren, zur Formation des Pläners gehörigen Gebirges, und der sich zu 284 Fuß Höhe erhebende Kronenberg bei Hohenselde. Von allen diesen Punkten aus hat man prachtvollere Fernsichten nicht bloß seewärts, sondern auch nach der Landseite hin, welche, reich bebaut und bevölkert, zu den schönsten Mecklenburgs gehört. Inmitten einer Menge blühender Ortschaften liegt der Flecken Doberan mit seiner einzig herrlichen Spitzbogengirche, einer der Ausgangspunkte des Christenthums in dem früher slavischen Lande, jetzt während der Sommermonate belebt durch die sich in ihm versammelnden Badegäste. — Ostwärts von hier aber wird das Terrain flacher; die Hügel treten von der See zurück und ziehen sich in südöstlicher Richtung hin; statt der schroffen Ufer wird jene nun von Dünen eingefasst, hinter welchen sich bedeutende Wiesenniederungen ausdehnen; die Thäler breiten sich aus und jenseits der Warnow bildet sich ein weites flaches Gebiet, nur von einzelnen Hügeln durchbrochen, zwischen Rostock, Ribnitz, Marlow, Sülz bis zur Nordspitze des Cumerower Sees, in welchem die Trebel, die Recknitz und die Peene fließen. Diese große Niederung erstreckt sich über das ganze Vorpommern hin und vertieft sich in nordöstlicher Richtung, wo die nahe an der Ostsee gelegenen Strecken sich oft nur wenige Fuß über dem Niveau der See erheben.

Es ist eine fruchtbare, reichbebaute und wohlhabende Gegend, voller großer Güter mit oft sehr bedeutender Viehzucht und mit ausgedehnten schönen Wiesen. Einzelne Höhen und Hügelzüge fehlen, wie schon erwähnt wurde, nicht; sie treten z. B. im Schmokberge bei Liningsdorf, bei Sülz u. a. D. sogar in ziemlich bedeutender Weise auf. Man hat sich deshalb unter dieser Gegend kein durchaus ebenes flaches Land vorzustellen; aber wie in dem vorher geschilderten Theile Mecklenburgs die Höhen, so herrschen hier die Niederungen und Thäler vor und bilden das Charakteristische dieser Gegend. In der Nähe von Sülz liegt ein, über die pommerische Grenze sich erstreckendes unabsehbares Torfmoor zwischen der Recknitz und der Trebel, welche beiden Flüsse hier der Moorgraben, ein Canal, verbindet. Unmittelbar aus dem Moore entspringen die Soolquellen, welche die Saline zu Sülz bearbeitet, auf beiden Seiten der sich bei dieser Stadt scharf biegenden Recknitz aber giebt es in einer Ausdehnung von etwa einer halben Meile sehr viele salzhaltige Quellen, welche sich in langen tiefen Schlammrinnen, s. g. Rven, zeigen, ockergelb gefärbt oder mit den bekannten buntschillernden Häutchen, die sich auf ruhendem Moorbwasser bilden, bedeckt sind. Dies Soolenfeld ist für Mecklenburg von sehr großer Wichtigkeit; wenn auch die Sooler verhältnißmäßig schwach, birgt sich doch ein bedeutender Reichthum in der Menge und Ausdehnung der Quellen. Betrachtet man aber die ganze sich von Südwest noch Nordost abdachende Niederung, das große Flußgebiet der Recknitz, wie es sich über Sülz weg nach Ribnitz zu an den Binnensee schließt, so drängt sich der Gedanke, daß man in ihm eine früher offene, jetzt zugewachsene Fortsetzung dieses Binnensees oder der Ostsee selbst vor sich habe, unabweisbar auf. Das ganze Moorthal der Recknitz bei Sülz wird, wie A. Koch mittheilt, noch jetzt allmählig immer trockener und Stellen, an welchen sich vor wenigen Jahren sumpfige Wiesen befanden und Moorschneppen aufhielten, sind jetzt fast ausgetrocknet.

Die Hügelkette, welche die Schlemminer Berge bildet, und — wie wir oben erwähnten — bei Zehna zu bedeutenden Höhen ansteigt, sammelt sich in mannigfachen freundlichen Gruppen zwischen den Seen bei Glüströw

(dem Gutower See) und Krafow. Sehr romantische Thäler, theils schluchtenartig vertieft, werden durch die Nebel und andere kleinere Flüsse gebildet. Wenn auch der Boden um Krafow her zum großen Theile aus leichtem Sande besteht, ist doch die dem See zunächst liegende Landschaft eine sehr interessante und namentlich verdient es Erwähnung, daß an den Abhängen der zahlreichen, ringsumher liegenden Hügel sich in unermeßlicher Menge wohlerhaltene tertiäre Versteinerungen des Sternberger Kuchens finden. Es ist sehr schwierig, aus der Masse von Hügeln, welche sich hier zusammendrängen, die Richtung des Hauptzuges zu erkennen, zumal nach verschiedenen Seiten hin Hügelzüge sich abzweigen. Indessen ist es wohl, in Beihalt der Hauptrichtung aller übrigen Hügelzüge Mecklenburgs, zweckmäßig, auch hier eine Hauptrichtung von West nach Ost voranzusetzen, und in dieser führen uns wirklich vielfach verschlungene Ketten zu den schönen Landschaften, welche sich um die Westseite des Malchiner, die Südspitze des Cumberower, um den Torgelower u. a. Seen gruppieren. Der Mittelpunkt aller der Naturschönheiten, welche der Wanderer hier erschaut, ist ohne Zweifel der Malchiner See, und zwar das westliche Ufer desselben, dessen Hauptpunkt die Burg Schütz ist, und welches sich unter dem Namen der „Mecklenburgischen Schweiz“ eines nicht geringen Rufes erfreut. Auf der Spitze eines bedeutend hohen, gegen Norden durch Wald geschützten Hügelns befindet sich das Schloß, von einem Obeliskten überragt, der eine entzückende Fernsicht erlaubt. Der zu Füßen sich hin-streckende See gemahnt an den Schaalsee, er zeigt die gleichen freundlichen Bilder, aber der Gesamteindruck ist hier ein mächtigerer, das Gesamtbild ist großartiger und ruhiger. Man sieht über die ganze Länge des Cumberower Sees fort, mit einem Fernglase weit in's Pommersche hinein und zählt mehr als 80 Ortschaften auf einer Umschau.

Aber noch manche andere Punkte in der Nähe zeigen eine fast gleiche Schönheit; es ist hier eine Fülle über Mecklenburg ergossen, welche sich nicht anders, als im Einzelnen schildern läßt, wovon wir an diesem Orte jedoch absehen müssen. Wir folgen vielmehr dem Höhenzuge weiter in einer Richtung ostwärts und sehen ihn wieder bei Neubrandenburg an der

Westseite des Tolenser Sees schöne Landschaften gestalten. Er streicht von hier weiter durch die nördliche Hälfte des strelitzschen Landes, ohne sich jedoch zu bedeutenden Höhen zu erheben und wendet sich südlich von der Stadt Friedland bei Cosa Broma und Wittenborn in einer südlichen Richtung theils über Straßburg ins Preussische, theils in einem stark ausgeprägten Zweige an der Grenze von Strelitz hinunter, wo er sich mit demjenigen Höhenzuge vereinigt, welcher das ganze südliche Mecklenburg durchzieht und den Haupthöhenzug dieses Landes bildet. Jene Zweigkette aber, welche an der östlichen Grenze von Strelitz entlang streicht, enthält wieder viele Punkte von großer Bedeutung und viele landschaftliche Scenerien von hoher Schönheit, denen jedoch in den mehrsten Fällen der Schmuck eines größeren Sees fehlt. Vor allem Gr.=Miltow, sodann Daberkow, Helpte, Milbenitz, wo man von dem nahen Wolfsberge aus in der Ferne die Stadt Stettin erblickt, Gr.=Göhren u. a. sind sehr schöne Punkte. Zwischen Gr.=Daberkow und Helpte erhebt sich die Gruppe der Helpter Berge, deren größte Höhe 540,8 Fuß betragen soll. An eigenthümlicher Schönheit können sich diese Punkte mit denjenigen, welche wir oben specieller bezeichnet haben, nicht messen, doch die Fernsichten von ihnen sind theilweise großartig und umfassen von den Helpter Bergen aus z. B. einen Kreis über Prenzlau an den Ufer=Seen, Anclam und Stettin hin.

Nachdem wir bisher diejenigen Höhenzüge, welche den nördlichen und mittleren Theil Mecklenburgs durchstreichen, verfolgt haben, wenden wir uns jetzt zur Schilderung des Haupthöhenzuges. Bevor wir hiezu übergehen, müssen wir aber besilworten, daß wir die Höhenzüge hier überhaupt nur mit Rücksicht auf die Gestaltungen schildern, welche sie ihren Umgebungen verleihen, daß es uns weniger darauf ankam, ihren Zusammenhang unter einander kennen zu lernen und sie nach ihrer Zusammengehörigkeit zu betrachten. Nur allgemein konnte die Richtung angedeutet werden, welcher die Höhenzüge Mecklenburgs im Ganzen folgen, wogegen die vielen kleinen Zwischenzüge, welche den Raum zwischen den größeren im nordwestlichen und mittleren Theile des Landes fast ganz ausfüllen, unberücksichtigt geblieben sind. Wenn man nun von dem zuletzt beschriebenen

Höhenzuge sich nach Süden zu dem Hauptzuge wendet, so durchschreitet man zunächst, ganz allmählig ansteigend, ein sehr hügeliges Terrain, auf welches eine sandige, ebenere Gegend folgt, diejenige nämlich, in welcher die größten Seen Mecklenburgs, in einer Reihe von Nordwest nach Südost auf einander folgend, liegen. Diese Gegend ist als eine Hochebene zu betrachten, als das Plateau des Hauptthöhenzuges, in welchem die Seen als Spalten — wahrscheinlich durch die Macht eines das ganze Land überfluthenden Wassers eingerissen — erscheinen. Von Ost nach West dacht sich dies Plateau allmählig ab, wie die Höhenlage der Seen zeigt, welche, in gleicher Richtung auf einander folgend, sich in dieser Weise darstellt:

Der Zierker-See bei Neustrelitz 222 Fuß; die Müritz 211 Fuß; die zusammenhängenden Seen, der Fleßen-, Cölpin-, Malchower und Plauer See 209 Fuß; der Schweriner See 123 Fuß über der Ostsee.

Jene Hochebene fällt nach Süden und Norden allmählig ab, dort schneller, hier langsamer, wird aber auf beiden Seiten von einer großen Menge sich scharf von ihr unterscheidender Hügel begrenzt, die wieder zahlreiche Zweige nach allen Richtungen hin erstrecken. Es bilden diese Hügel, welchen, soweit sie nach Norden verlaufen, die schönsten Punkte des mittleren Mecklenburgs angehören, also gleichsam ein Uebergangs-Terrain von der Hochebene in die nordöstlich auf sie folgende Niederung. Da es uns aber darauf ankam, jene schönsten Punkte unseres Landes hier besonders hervorzuheben, so haben wir den das Hochplateau nordwärts begrenzenden Hügelzug oben für sich allein betrachtet. Ein Blick auf die Charte wird jedoch sofort zeigen, daß jenes durch die großen Seen bezeichnete Plateau den höchsten zusammenhängenden Theil des Landes bildet; denn es entspringen auf ihm und an seinen Abhängen die mehrsten Flüsse, welche theils in die nordöstliche Mecknitz-Trebel-Niederung, theils mit der Warnow zur Ostsee, theils endlich südwärts in die Niederung des Havelbruches und zur Elbe fließen. Die Elbe allein macht eine Ausnahme, indem sie, viele Windungen beschreibend, der Abdachung des Hauptthöhenzuges nach Westen hin folgt und erst vom Südrande des noch circa 115 Fuß über dem Spiegel der Ostsee liegenden Lewitz-Bruches an, sich südwestlich zur

Elbe wendet. Bedenkt man nun, daß die Flüsse von den höher zu den niedriger gelegenen Orten fließen, so wird man die Höhenlage der einzelnen Theile unseres Landes im Großen und Ganzen leicht erkennen.

Wir sahen oben, daß die Höhen, welche die Ufer des Schaalsees umfassen, sich ostwärts abzweigen. Sie setzen zwischen Grebesmühlen (hier der 330 Fuß hohe Iserberg bei Hamberge), Nehna und Gadebusch in sehr vielen, theilweise bedeutenden Hügeln fort und bilden alsdann über Wittenburg nach Hagenow hin eine ebenere Gegend, welche in der Nähe der ersteren Stadt durchschnittlich etwas über 100 Fuß hoch liegt. Die hügelige Bildung aber zieht sich zum Schweriner See hin, erzeugt die schönsten Punkte bei den Ortschaften Eichsen, Wendelstorf, Vietlütbe, Schönsfeld, Cramon, Gr. Trebbow u. a., umgiebt den See selbst mit seinen romantischen westlichen Ufern, streicht um seine Südspitze, verbindet sich hier mit dem nördlich von Hohen = Viecheln kommenden Hügelzuge, welcher die östlichen Ufer des Sees bildet und zieht dann über Crivitz und nördlich von Parchim und Ilbz vorbei an den Plauer See. Der schönste Punkt in dieser ganzen Ausdehnung ist unstreitig der Schweriner See mit seinen theilweise durch die Kunst verschönerten Ufern. Die Südostspitze des Sees nach Pinnow hin bietet Stellen dar, wie die Phantasie nur immer sie erschaffen mag; der Ueberblick von Görslow aus ist ebenso großartig wie überraschend schön. Auch bei Crivitz findet man Stellen von großer Naturschönheit; weniger treten diese freilich von hier bis nach Plau hin auf, diese Stadt selbst aber hat eine sehr freundliche Lage. Verfolgt man den Haupthöhenzug von hier weiter, so tritt als erster Punkt der Malchower See mit dem schönen Kloster an seinem südlichen Ufer hervor, und neben ihm ist Ribbel an der Süd- und Waren an der Nordspitze der Müritz zu nennen. Zwar ist die Natur hier nicht so großartig, wie im mittleren und nördlichen Theile Mecklenburgs; es fehlt dem Sandboden die reiche Vegetation, welche das Geestland schmückt, und namentlich entbehrt das Auge ungern die schönen frischen Laubwäldungen und fñhlt sich nicht gerade angezogen von den kahleren Ufern der hiesigen Seen. Zwar ist auch die Bevölkerung hier dünner gesäet und die ganze Belebung der

Landschaften ist eine geringere; aber wenn man vom Sandboden nicht gerade den Reichthum des Geseesbodens erwartet, wie es verständiger Weise nicht geschehen darf, so mag das Herz sich auch dieser Bilder erfreuen, welche doch überall verständlich den Segen zeigen, den Gott über Mecklenburg ausgegossen hat.

An nordöstlichen Ufer der Müritz erstreckt sich auf kurze Zeit eine ziemlich unerquickliche Sandfläche, das südöstliche aber zeigt einen unerwarteten Naturreichthum in der schönen Umgebung des Specker Sees. Und von hier gelangt man in ein von außerordentlich vielen Seen durchschnittenen Gebiet, in welchem die Havel entspringt und in höchst gewundenem Laufe hinfließt. Es ist dies eine sehr finstere Gegend voller Nadelwälder und Holz, aber keineswegs uninteressant, ziemlich eben und unbelebt, aber nicht öde und ohne Schmuck. Das nicht verwöhnte Auge wird im Gegentheil in der Nähe der vielen Seen manche Naturschönheiten zu entdecken wissen, unter die am wenigsten hervortretenden Punkte unseres Landes gehört diese Gegend aber doch. Sie bleibt im Ganzen gleichförmig bis an den Zierker See, an dessen östlichem Ufer die Stadt Neustrelitz liegt, deren nächste Umgebung durch die Kunst wunderbar verschönert ist. Die Natur dagegen bietet hier wenig Freundliches; wendet man sich aber mit einem Seitenzweige des Haupt Höhenzuges, welcher die Usadelschen Berge an der Süd- und Ostseite des Tolenser Sees bildet, nördlich, so wird man durch die prachtvolle Umgebung von Weisbin, Wanzka, Hohen-Zieritz, Prillwitz und anderen Orten wahrhaft überrascht. Die Usadelschen Berge haben eine sehr augenfällige, aufgethürmte Gestalt, durch welche tiefe schmale Thäler entstehen, die in Mecklenburg selten sind, wo sie sich aber finden auch meistens viele Schönheiten und großen natürlichen Reichthum bergen. Hier findet man daneben eine Menge langgestreckter, aber schmaler Seen und prächtige Wälder, und manche Orte hat hier die Liebe der Fürsten noch auf künstliche Weise zu schmücken gewußt. So sind Zieritz und namentlich Prillwitz sehr angenehme Punkte, von denen das letztere jedenfalls der natürlich bedeutendste ist und mit dem freien Ueberblicke über den Tolenser See dem Besucher imponirt.

Von Neustrelitz aus wendet sich der Haupt Höhenzug mit vielen Auszweigungen in südöstlicher Richtung weiter nach Feldberg hin. Es ist sehr schwer, denselben hier genauer zu verfolgen, da dieser ganze Theil von Strelitz mit einem großen, mehr als 4 Meilen langen und $2\frac{1}{2}$ Meilen breiten Forste bedeckt ist. Doch zeigen die Messungen von Prozell, daß sich bei Grunow die Hügel 360 und bei Feldberg 330 Fuß hoch erheben. Die ausgedehnten Forsten, welche bei Altstrelitz den Namen der Serrahnschen Berge führen, die sich südlich an die Dreßlinger und Sprentel-Haide lehnen, bilden in ihrer Fortsetzung verschiedene Haiden, die Grunower, Bergfelder, Feldberger und am Südbende des Lucin-Sees die Carwitzer Haide. Die ganze Gegend ist wild; die zwischen zwei langen schmalen Seen zu Anfange der Grunower Haide liegende Steinmühle hat eine großartige, romantische Lage, ebenso das Dorf Carwitz zwischen dem Lucin- und Carwitzer See, und Feldberg an dem langgestreckten, schmalen und tiefen, von Hügeln und Waldungen, die mit Saatsfeldern abwechseln, umgebenen See ist ein Ort in sehr freundlicher Lage. Hier birgt die Natur gewiß noch manche wenig bekannte Schönheit; Feldberg ist für den Osten Mecklenburgs ein ebenso würdiger Abschlußpunkt, wie der Schaalsee und Ratzeburg für den Westen. Es erstreckt sich nun von hier in nordöstlicher Richtung, der Strelitz-pommerschen Grenze folgend, der von uns schon erwähnte Höhenzug, welcher seine größte Erhebung in den Helpter Bergen besitzt.

Indem der Verlauf des Haupt Höhenzuges im Vorausgehenden beschrieben wurde und wir ihm folgend uns von Schwerin über Crivitz in gerader Richtung nach Pütz hin wandten, blieb der südwestliche Theil unseres Landes einstweilen unberücksichtigt. Wir müssen jetzt zu diesem zurückkehren und wenden uns zunächst in die Gegend südlich von Parchim, wo sich von dem Hauptzuge zwei sehr beträchtliche Höhenketten abzweigen. Der Ort Slate an der Elbe wird von Brückner ungefähr als der Knotenpunkt dieser Abzweigungen betrachtet, deren eine sich in südwestlicher Richtung nach Grabow hin erstreckt, während der andere südöstlich, fast südlich fortstreicht, zwischen den Orten Leppin, Marnitz und Ruhn in den Ruhn

Bergen zu den beträchtlichsten Höhen Mecklenburgs sich erhebt und von hier über die Grenze südlich in die Priegnitz verläuft. Die Elbe ist bei Slate mit hohem, steil abfallendem südlichen Ufer eingefasst, aus welchem die Quelle entspringt, welche zur Entstehung eines Brunnenetablissements bei dem Lustorte Brunnen Veranlassung gegeben hat. Dieser Ort liegt auf der Höhe eines beträchtlichen, von der Elbe zu auf terrassirtem Wege zugänglichen, bewaldeten Hügels, von welchem aus man eine gute Uebersicht über die Umgebung, besonders nach Norden hin gewinnt. Man schreitet von hier auf dem Höhenzuge fort, wenn man sich über Poitendorf, Pöbltenitz und Leppin nach Ruhn zu wendet, eine Gegend, die an und für sich nur geringe Naturschönheiten bietet, wegen der Ruhnher Berge aber bemerkenswerth ist. Diese bilden eine ziemlich durchschnitene, fast überall mit Wald bestandene Hügelgruppe, deren höchste Erhebung sich nach den neuesten Messungen auf 660 Fuß belaufen soll. Von dieser Höhe aus, welche durch ein Balkengerüst noch um etwa 40 bis 50 Fuß vermehrt wird, hat man eine sehr weite Aussicht auf eine reich mit Wald durchzogene und mit vielen Ortschaften besetzte Gegend, welche trotz der Sandflächen, die der Blick ostwärts durchlaufen muß, besonders nach Westen und Nordwesten (nach der mecklenburgischen Seite hin) freundlich und fesselnd ist. Hier öffnet sich ein weites Thal, die Niederung des Pöbltenitz-Flusses, nicht von großem Bodenreichtum, aber verhältnißmäßig recht gut bebaut.

Dies Thal schließt im Westen ab mit derjenigen Hügelkette, welche von Slate aus, jedoch mit mehreren Unterbrechungen, sich nach Grabow hin erstreckt, südlich von Eldena durch die alte und neue Elbe durchflossen wird und darauf die durch ihre Bodenschätze bekannten Karentzer Berge mit den Braunkohlenlagern bei Malliß bildet. So reich diese letztere Hügelgruppe auch ist und so segensvoll sie vielleicht dereinst für die Industrie Mecklenburgs werden dürfte, bietet sie in landschaftlicher Hinsicht wenige Annehmlichkeiten. Der Sand, welcher sie bedeckt, ist sehr leicht, die Vegetation gering und die Nadelwaldungen, welche in bedeutender Ausdehnung sich zeigen, sind, zumal bei dem geringen Wuchse der Bäume, nicht besonders

einladend. An ihren Abhängen jedoch in der Nähe der Elbe bieten sich freundlichere Punkte dar. Wendet man sich weiter westlich, so wird die Gegend immer stiller, der Sand steriler und der Höhenzug verschwindet fast unter der einförmigen Bedeckung der Nadelwälder. Von der Rögwitz durchbrochen, zieht er so in beträchtlicher Breite durch die früher s. g. Zabelhaide nach Lübtheen hin, wo an seinem Abhange sich der werthvolle Gypsstock befindet, dessen Bearbeitung schon seit längerer Zeit in bedeutendem Maße betrieben wird. In gleicher Richtung (nordwestlich) setzt der Höhenzug über Pritzler nach Bellahn hin fort, zeigt hier schon an manchen Stellen eine freundlichere Natur und frischere Vegetation, wendet sich alsdann westlich nach Boizenburg hin und bildet hier die schönen hohen Ufer der Elbe bis zur Landesgrenze. Die ganze Strecke des Höhenzuges, welche zwischen der Elbe und Sude liegt, erhebt sich ziemlich auffallend aus einem tief liegenden Terrain; die Rarentzer Berge besonders fallen nach Nord und Süd hin ziemlich schroff ab. Der tiefere Theil dieses Landes ist ein Saidegebiet mit schwarzem, moorigem, oft stark eisenhaltigem Boden, dessen Unterlage ein weißlicher Sand bildet. Gerölle, wie sie sonst so zahlreich sich im ganzen Lande zerstreut finden, wie sie nicht selten von imponirender Größe auf den höchsten Punkten der Hügel hervortreten, fehlen diesem Theile Mecklenburgs (auf der Oberfläche) gänzlich, dagegen birgt er in den moorigen Niederungen den Raseneisenstein (Klump), welcher einen beträchtlichen Gehalt an Eisen besitzt und schon früher — gegenwärtig jedoch nicht — zur Eisensabrication benutzt wurde. Die höher gelegenen Stellen dieses Gebietes sind mit einem feinen leichten Flugsande bedeckt, welchen der Wind bald an Hügel anzuwehen, bald um feste Mittelpunkte zu besonderen kleineren Hügeln zusammenzuwehen pflegt. Von Polz bis Dömitz und weiterhin am Borwerk Broda hat der Wind den Flugsand zu Dünen angehäuft, wie solche sich an der Ostsee finden. — Südlich von Boizenburg zwischen Elbe und Sude liegt die Teldau, ein niedriges fruchtbares Gebiet, von dem ein Theil zu Mecklenburg gehört. Leider ist dasselbe den Ueberschwemmungen der Elbe häufig ausgesetzt, ja wenn das Wasser dieses hier nur langsam fließenden Stromes hoch steht, so stauen sich auch die

Abflüsse der Elbe, Rögwitz, Sude und Schaale, ihre Betten steigen an, überschwemmen ihre Ufer und setzen einen großen Theil des Landes, jene tiefgelegenen moorigen Gebiete, unter Wasser. Da giebt es dann ein kräftiges Kämpfen mit diesem verheerenden Elemente. Einst als diese ganze Gegend mit Wald bewachsen war, da bildete sie ein durch Sumpfe und Lachen geschütztes, fast unnahbares Gebiet und wurde der letzte Zufluchtsort der früheren slavischen Bewohner Mecklenburgs, welche in der Zabelhaide ihren Waldbau trieben und hier noch bis in's 17. Jahrhundert hinein slavische Sprache und Sitte bewahrten.

Und dies möge uns zu den Bewohnern Mecklenburgs hinüberführen; es wird gerechtfertigt sein, von der Bevölkerung des Landes, das wir betrachten wollen, eine kurze historische Uebersicht zu geben.

Zur Zeit, wo Mecklenburg zuerst historisch bekannt wurde, findet man das Land von slavischen (wendischen) Volksstämmen bewohnt. Diese Slaven aber waren nicht die ältesten Bewohner des Landes, vor ihrer Zeit wechselte Mecklenburg wenigstens schon zweimal seine Bevölkerung. Zwar von einer noch früheren hat man in dem uralten Grabe von Plan und im Torfmoore bei Sülz Spuren gefunden, Schädel und Bruchstücke der Gebeine von Menschen, deren Stirn nur äußerst wenig angedeutet ist, welche deshalb auf einer sehr niedrigen Stufe der geistigen Entwicklung und Begabung gestanden haben, deren Schädel eine auffallende Ähnlichkeit mit den Schädeln der Karaiten und der alten Bewohner Chili's und Peru's zeigen, eine Ähnlichkeit, welche durch die Begräbnißweise in hockender Stellung (in dem Grabe von Plan) noch vermehrt wird — aber von dieser vielleicht urältesten Bevölkerung sind bis jetzt keine weitere Spuren bekannt geworden, welche auf einigermaßen sichere Schlüsse führen könnten. Deutlichere Beweise seines Daseins hat dagegen schon dasjenige Volk zurückgelassen, welches die ungeheuren Grabhügel errichtete, die im ganzen Lande zerstreut und unter dem Namen der „Sünengräber“ oder „Riesensbetten“ bekannt sind. Dies Volk verbrannte seine Leichen und setzte die Asche (vielleicht nur seiner Helden) in roh geformten, aus grober Masse gekneteten, kunstlos, aber nicht geschmacklos verzierten Graburnen bei,

welche an die alten Urnen des Albaner-Gebirges erinnern sollen, und über welche dann jene in der That riesenhaften Grabhügel — wie die Verschiedenheit der Erdarten oft deutlich beweist — künstlich aufgeworfen wurden. Neben diesen Graburnen der Hüngeräber finden sich Geräthschaften und Waffen von Stein mit allmählichem Uebergange zu solchen aus Bronze, und es heißt deshalb jenes Volk das der „Steinperiode“. — Ihm folgte das Volk der Kegelgräber, welches in den ältesten Zeiten seine Todten vielleicht unverbrannt bestattete, da man mehrmals in solchen Gräbern Knochengeriße gefunden hat, neben welchen deutlich erkennbare Pferdeknochen lagen. Der letztere Umstand scheint auf die germanische Abstammung dieses Volkes hinzudeuten. In den mehrsten Kegelgräbern, die sich sehr zahlreich in Mecklenburg finden, wurden jedoch verbrannte Leichen in Graburnen beigesetzt, mit welchen dann Geräthschaften und Waffen von Bronze und reinem Golde in's Grab gelegt wurden. Dies ist das Volk der „Bronceperiode“; es lassen sich von ihm Uebergänge in die Wendenzeit mehrfach nachweisen.

Wahrscheinlich zur Zeit oder in Folge der großen Völkerwanderung drangen von Osten her die slavischen Volksstämme in das heutige Mecklenburg ein, welche die frühere germanische (deutsche) Bevölkerung vernichteten oder vertrieben. Als Zeitpunkt dieses Eindringens wird wohl mit ziemlicher Sicherheit das Ende des vierten Jahrhunderts nach Christo anzunehmen sein. Von diesen Slaven ist uns die erste sichere, historische Kunde zugekommen, doch haben auch sie, die ihre Todten ebenfalls verbrannten, in den Graburnen, welche in den sog. Wendenkirchhöfen zahlreich beigesetzt wurden, und in Geräthschaften und Waffen von Eisen uns Nachricht von sich hinterlassen. Ihre Begräbnißstätten unterscheiden sich eben dadurch von den früheren, daß nicht wie bei diesen nur eine oder wenige, sondern immer viele Aschenurnen sich in ihnen finden und daß sie nicht durch über ihnen aufgeworfene Hügel äußerlich kenntlich gemacht, sondern nur durch einen Steindamm bedeckt wurden. Deshalb sind sie Kirchhöfe, Begräbnißstätten genannt. — Das slavische Volk drang bis an oder etwas über die Elbe hin vor und nördlich im heutigen Holstein bis zur Suentana (d. i.

die Swentine, welche den Pläner See mit dem Kieler Busen verbindet). Sie theilten sich in verschiedene Stämme, die unter einander keineswegs friedlich, sondern in häufigen Streitigkeiten lebten. Im heutigen Holstein bis zur Stepenitz und dem Daffower Binnensee wohnten die Wagrier, neben ihnen von der Ostsee bis zur Mitte des Landes an die Warnow und den Schweriner See südwärts und bis in die Gegend von Kröpelin und Doberan ostwärts die Abodriten (Obotriten, eigentlich Bobrici, d. h. tapfere Männer von bodr der Held). Westlich von diesen in den Niederungen der Rednitz, Trebel, Peene und Tolense (also im nordöstlichen Theile Mecklenburgs) wohnten die Lutzier, welche sich wieder in 4 Stämme theilten, nämlich die Riissiner an der Ostsee, die Circipanier an der Peene, die Tolenser zwischen der Peene und dem Tolense-Flusse und die Redarier im nordöstlichen Strelitz, deren Land der „Raduir“ genannt wurde. An der Müritz wohnten die Murizzer, westlich von diesen zwischen dem Plauer See und der Warnow die Warnaber, an welche westwärts vielleicht die Smeltinger an beiden Seiten der Elbe grenzten und an diese die Polaben von den Ufern der Elbe an der Stepenitz hinunter bis zum Daffower Binnensee. Südlich von den Warnabern wohnten in der heutigen Priegnitz die Linonen, an der Dosse die Dorianer und von dem Seengebiete der Havel, östlich von der Müritz in die Mark Brandenburg hinein erstreckten sich die Wohnsitze der Heveller, deren Land „Heweldun“ (Havelgau), Hewellin oder Stodoranien hieß. Die Hauptvölkerstämme der Slaven waren die Obotriten und die Lutzier, die vielfach unter einander um die Herrschaft kämpften. Die vier oben angeführten Stämme bildeten jedoch nur die Lutzier im engeren Sinne; in weiterer Beziehung gehörten auch die Heveller, Dorianer und Linonen zu ihnen und das ganze von Slaven (dieser Name bedeutet die Berühmten, von slawa Ruhm) bewohnte Land zwischen der Ober und Elbe, nördlich von der Lausitz, wurde Luticia genannt. Mit einem älteren Namen nannten sie selbst sich Weleter, Weletaber, Wilken, ein Wort, welches sich in Ortsnamen noch häufig findet und „Die Mächtigen, Starken“ (von welet, russ. wolot = stark) bedeutet, ebenso wie der Name Lutzier von lut, ljut = tapfer, wild (nicht wie Boll meint von luza =

Sumpfs) abgeleitet werden muß. Die Bedeutung beider Namen paßt vorzüglich für das Volk, welches sich in fortwährenden Kämpfen mit den westlich von der Elbe wohnenden Sachsen durch seine wilde Tapferkeit hervorthat. Ueberhaupt waren die Slaven ebenso tapfer, wie freiheitsliebend und ihrem Lande wie ihren Göttern zugethan. Seiden wie sie waren, verehrten sie die letzteren in ihren Wäldern und durch Sümpfe beschützten Burgstätten, vertheidigten sie hartnäckig gegen die Sachsen, welche ihnen durch Gewalt das Christenthum aufdrängen wollten, und stürzten immer von Neuem wieder die Altäre des Christengottes, verjagten und tödteten seine Priester. Erst nach langem Kampfe wurde ihre Macht gebrochen; auf demselben Wege, welchen die häufigen Kriegszüge einschlugen, die in's Slavenland vordrangen, und welcher um die Nordseite des Schweriner Sees herum das durch Wald und Sümpfe unwegsame Land durchschneidet, drang das Christenthum vor und gründete als Vorburgen die Klöster Ratzeburg 1154, Mecklenburg (nach Schwerin verlegt 1167), Doberan 1170, Dargum 1172.

Inzwischen hatte jetzt schon längst der Stamm der Obotriten die erste Stelle unter den Slaven erlangt und seit Niclot, der Stammvater unserer mecklenburgischen Fürstenhäuser, diese beherrschte (1147), hatten sie an Ansehen gewonnen. Sie bewohnten den schönsten und fruchtbarsten Theil Mecklenburgs und hatten die Angriffe der benachbarten Sachsen zunächst zu ertragen. Die Geschichte erzählt von ihrem hartnäckigen und tapferen Widerstande, bis denn endlich Heinrich der Löwe von Sachsen sie händigte. Bei Verchen amummerower See erlitten die Slaven 1164 eine Niederlage, von welcher sie sich nicht wieder erholten; Fürst Pribislav, Niclots Sohn, unterwarf sich der sächsischen Oberhoheit und nun begann die Einwanderung deutscher Colonisten in das Slavenland, während die frühere, durch die Kriege decimirte Bevölkerung an die äußersten Grenzen (bei Rostock, im Norden von Mecklenburg-Strelitz, in der Zabelhaide erhielt sie sich fort) zurückgedrängt wurde. Nun faßte auch das Christenthum schnelleren Fuß. Vom Kloster Doberan aus wurden Kirchen und Klöster im ganzen Lande erbaut (Neukloster 1219, Elbena 1230, Alhu

1233, Rehna 1236, Jarrentin 1246, Jvenaf 1252, Wanzka 1290) und von Südosten her drang das Christenthum aus der den Slaven gleichfalls entrissenen Mark Brandenburg vor. Bald nach 1170 waren Wagrien, Polabien und die Grafschaft Schwerin, nach fast gänzlicher Vertreibung der Bewohner, in den Besitz deutscher Colonisten übergegangen, die Colonisation des mittleren und östlichen Theiles vom heutigen Mecklenburg währte bis über die Mitte des 13. Jahrhunderts hinaus. Da aber der Grundsatz galt, daß die deutschen Einwanderer das Recht hätten, die früheren Bewohner von ihren Wohnsitzen überall zurückzudrängen, so geschah das Letztere, wenn auch allmählig, doch grüßlich. Durch diese Colonisation wurde Mecklenburg übrigens in einigem Grade den unaufhörlichen Kämpfen entrissen; es hat bald nach dieser Zeit und später zu wiederholten Malen Unsägliches leiden müssen, aber es begann mit ihr doch eine Zeit der Entwicklung und das Land trat nun mehr und mehr in die Reihen deutscher Staaten. Von diesem Zeitpunkte an werden wir im Folgenden unsere Betrachtungen wieder beginnen, und es ist also Mecklenburg von jetzt an

ein von Deutschen bewohntes Land.

Das Land und die Leute.

Meklenburg, sagten wir, sei kein Land, welches sich in wenigen Zügen schildern ließe; die fortwährende Wiederholung seiner landschaftlichen Bilder erfordere eben so viele einzelne Beschreibungen. Ohne natürliche Grenzen, wenn man von der Ostsee absieht, hängt es auf's Genaueste in allen seinen Beziehungen mit seinen Nachbarländern zusammen und bietet in seinem politischen Ganzen der Schilderung nur willkürliche Gruppen dar, deren wir einzelne bedeutendere herausgegriffen haben. Es wird sich jetzt darum handeln, die einzelnen Bilder zu einem Ganzen zusammenzufassen, die charakteristischen Merkmale des Landes hervorzuheben und ihre Einflüsse auf die Bevölkerung darzulegen. Denn die Behauptung: „Wie das Land, so die Leute“ ist, wenn auch nicht in allen, so doch in vielen Beziehungen richtig; an der Bildung und Gestaltung des Landes haftet die Beschäftigung des Menschen, und wenn jenes einheitlich gestaltet, die Beschäftigungsweise also eine in weiten Kreisen gleichförmige ist, so wird dadurch allerdings dem Wesen der ganzen Bevölkerung ein Typus aufgedrückt, der sich nach allen Lebensrichtungen hin ausprägt und sich in mehr oder minder feinen Schattirungen durch alle Stände verfolgen läßt. Natürlich sind diese Tinten am schärfften vorhanden in demjenigen Theile der Bevölkerung, welcher der hier aufgestellten Grundlage — dem Lande nämlich, der natürlichen Bedingung seiner Lebensbeschäftigung — am nächsten steht, und es begreift sich deshalb von selbst, daß bei Betrachtungen dieser Art die s. g. niederen Stände vornämlich berücksichtigt werden.

Meklenburg ist ein Theil der großen Niederung, welche sich in einer Breite von durchschnittlich 40 Meilen von den Niederlanden an durch das nördliche Deutschland bis an den Ural erstreckt und wohl schlechtweg die „uralische Niederung“ genannt wird. Vorwiegend Küstenland hat es im Ganzen nur ein geringes Gefälle; übersät mit Hügeln und gewöhnlich nur kleinen kesselförmigen oder schmalgedehnten Thälern ist es nicht sowohl mit großen Flüssen, wie mit äußerst zahlreichen und theils sehr bedeutenden Seen bedeckt. Die Flüsse schlängeln sich meistens in vielfach gewundenen Betten um die Hügel herum und fließen in langsamem Laufe, von Wiesen bekränzt, dahin. Durchbrochene Ufer, wie sie die Warnow an einigen Stellen und die Necknitz in den sog. „Eichen“ zeigen, sind große Seltenheiten. Die Hügel bilden gewöhnlich Gruppen, nur ausnahmsweise Züge oder Ketten, welche scharf hervortreten und deutlich erkennbar sind; sehr wenige von ihnen legen durch ihre Höhe dem Ackerbaue Schwierigkeiten in den Weg, und wo dies der Fall sein würde, da sind sie mit Waldung bestanden, die sich überhaupt noch in reichlichem Maße vorfindet. Diese Waldungen, besonders die schönen Buchen- und Eichenwälder des nördlicheren Theiles, sind ein Schmuck für das Land und eine Wohlthat für den Ackerbau; nicht unrichtig spricht der Dichter von „heiligem Walde“ und „heiligem Meere“. Am Meere, wo sich die Wellen zu den Füßen der hoch im Winde rauschenden Buchenwipfel brechen, da fühlt das Herz die Bedeutung dieser Worte. Aber auch auf der Flur, wo der Wald die Hügel im Hintergrunde bekränzt; wo sich über ihm die Wetter sammeln, welche befruchtend nieder auf die Saatsfelder ziehen; wo unversiegbare Quellen aus ihm zu Tage treten und dem grünen Teppich der Wiesen das erhaltende Raß spenden — auch hier ist er ein Schmuck der Landschaft und eine Wohlthat zugleich. Welch' ein Unterschied zwischen den Seen, die mit kahlen Ufern öde da liegen, und denjenigen, um welche sich Wald und Hügel und Saatsfeld in buntem Gemische lagern! Und diese Seen in ihrer Vielgestalt und Mannigfaltigkeit sind des Landes charakteristisches Eigenthum. Seltener im nördlichen und mittleren Theile, sind sie ungemein zahlreich im südlichen und begleiten den Höhenzug, welcher aus der Mitte

der dänischen Halbinsel hervorgehend durch Schleswig, Holstein, Lauenburg, das südliche Mecklenburg, Pommern, Preußen u. s. w., immer ansteigend, bis in die Nähe des Urals zieht, welcher überall reich an Seen ist, zumeist aber in Mecklenburg, hier auch in der Müritz seinen größten Landsee besitzt und zahlreiche Flüsse von sich ausendet. Dieser Höhenzug erfüllt beinahe den ganzen westlichen Theil Mecklenburgs mit mannigfachen Zweigen; über Sternberg hinaus theilt er sich bestimmter zu einer parallel neben der Ostsee laufenden Hügelkette und einem sehr breiten Hauptzuge, der südöstlich durch Mecklenburg-Strelitz streicht. Beide Züge bilden ein offenes Dreieck, dessen offene Seite ostwärts gerichtet ist, wo sich das Mecklenzthal ausdehnt und sich in den nördlichen Theil Vorpommerns weitet. Beide Höhenzüge erheben sich mehrmals beträchtlich und bilden nach der sehr richtigen Volksbezeichnung „Berge“, d. h. isolirte Höhengruppen von bedeutender Erhebung im Vergleiche zu den umliegenden Höhen und den Ebenen. Betrachtet man das Land im Ganzen, so steigen die Höhenzüge nach östlicher Richtung hin allmählig an, umgekehrt fallen die Ebenen nach gleicher Seite hin und nach Nordost zu ab. Dem entsprechen die Läufe der Flüsse vollkommen, wie es von uns schon in der vorausgehenden Beschreibung erwähnt worden ist.

Der nördliche Zug und ein großer Theil der östlichen Ebene besitzen einen für die Landwirthschaft sehr ergiebigen Boden, theilweise außerordentlich thonig und schwer zu bearbeiten, theilweise und hauptsächlich sandiger, mehr oder minder humusreicher Lehm. Der südliche Zug bildet eine zusammenhängende bedeutende Sandfläche, hie und da, zumal an seinem nördlichen Abhange, mit Lehm vermischt. Der südwestlichste Theil des Landes von der Elbe bis über Hagenow und zur Lewitz reichend, ist unter dem Namen der „Saideebene“ bekannt und besitzt theils Sandflächen, theils moorige Niederungen. Diese Bodenbildung giebt sowohl dem Lande, wie der Bevölkerung eine Dreigestalt, welche sich sehr charakteristisch ausprägt und in vielen einzelnen Zügen erkennbar macht. Die ethnographischen fallen zwar mit den topographischen Grenzen nicht ganz genau zusammen, die Uebergänge verwischen sich zwischen beiden; aber faßt man jene drei

Gestaltungen als Gruppen im Ganzen auf, so wird man unserer Behauptung leicht zustimmen. Wir werden dieselbe weiter ausführen.

Der bei weitem größte Theil Mecklenburgs, soweit ihn nicht Seen, Wälder und Niederungen einnehmen, ist Feldland; deshalb ist der Ackerbau in seiner ganzen Ausdehnung die Hauptbeschäftigung der Bevölkerung. Die zahlreichen geschlängelten Flüsse, die vielen Seen und Teiche bewässern eine große Menge von Wiesen, welche sich theils gar nicht, theils nur mit großen Kosten würden trocken legen lassen. Deshalb ist der Ackerbau überall mit einer bedeutenden Viehzucht verbunden und der Bauer ist in Folge davon seiner Eigenthümlichkeit bis auf den heutigen Tag treu geblieben, ein Umstand, welcher erfahrungsmäßig durch den Betrieb der Viehzucht in einem hohen Grade bedingt wird. Wo die letztere schwindet, da verliert auch der Bauer seinen Charakter; ältere Dorfgemeinschaften ohne das „liebe Vieh“ findet man nirgends, wohl aber häufig solche, deren fast ausschließlicher Betrieb die Viehzucht ist. Die moderne Landbautheorie haßt das viele Wiesenland und strebt dahin, dasselbe in Ackerland zu verwandeln; das mag in pecuniärer Beziehung vortheilhaft sein, in socialer gewiß nicht, und es ist gut, daß sich nicht alle Flüsse und Seen anstrocknen lassen.

Der nördliche und östliche Theil Mecklenburgs ist ein fertiges Culturland; auf seinem reichen Seestboden sitzt ein behäbiger Bauerstand in der Ruhe der Erbfolge und gewohnter Wirthschaftsweise. Hier macht Alles den Eindruck des Alten und Hergebrachten vom Bauerhause an bis zum Acker hinab. Der Kornbau auf weiter Fläche herrscht vor, der Weizen mit seinen goldenen Aehren begründet, üppig gedeihend, einen bauernden Wohlstand; auf fetten Wiesen und Tristen weidet das starke Rindvieh und zwischen diesen sieht man die Füllen, denn die Pferdezucht ist und bleibt der Stolz des echten Bauern, der Höhepunkt seines Strebens. Man thut Unrecht, wenn man an Alles dies immer den Maßstab des Gewinnes legt und verwirft, was sich nicht bei Heller und Pfennig als vortheilhaft herausstellt; die Sitte wird keineswegs von der Speculation geregelt, sondern ist ganz unabhängig von dieser und hat ihr selbstständiges

Recht. In Mitteldeutschland zeigte sich das Sinken des Bauerstandes zuerst in dem Aufhören der Pferdezucht und da hat man es, auf dem einmal betretenen Wege beharrend, zuletzt richtig bis zum Stande der Ziegenbauern gebracht, die man früher nicht einmal dem Namen nach kannte. Das sind Extreme, aber man vernichtet nur zu oft, wenn man ohne Rücksicht auf die Eigenthümlichkeiten der Menschen zu bauen vermeint. — Im nordwestlichen Theile des Landes sind die Felder nach holländischer Weise in Koppeln getheilt, welche von lebenden Hecken, meistens von Ruß- und Dornsträuchern, eingefaßt sind. Hinter Bismar, bei Doberan und Rostock findet man diese Sitte nicht mehr; hier sind die Felder offen und nur an den Wegen mit Hecken, häufiger mit Weidenbäumen besetzt. Das Einhängen der Koppeln hängt mit der Viehzucht, namentlich der Pferdezucht zusammen und hat zu jetziger Zeit, wo die Cultur so manche Waldungen zerstört hat, wenigstens eben so großen Vortheil, wie Nachtheil. Den Reiz der Landschaftsbilder erhöht es ungemein, besonders auf höher gelegenen Feldern, die es zugleich vor dem Austrocknen durch die Winde schützt. Der nördliche Bauer ist kein Freund vom Anbaue der sog. Handelspflanzen; Kartoffeln u. dgl. cultivirt er nur zum eigenen Bedarfe. Einzelne Ausnahmen, wie z. B. der Kohlban auf der Insel Poel, sind durch örtliche Eigenthümlichkeiten bedingt. Der reine Feldbau gestattet keine sehr große Dörfer, gewöhnlich findet man sie hier von mittlerer Größe und wo sie diese überschreiten, da sind sie theils durch den Anbau von Büdnern und Häuslern vergrößert, theils wirkten andere örtliche Beziehungen, z. B. ein nahe gelegener Forst, eine benachbarte Stadt und ähnliche Momente mit.

Dieser Theil des Landes ist, obwohl weniger reich an Seen als der Süden, doch mannigfaltiger gruppiert. Wiesengründe, Thäler, bebaute und bewaldete Hügel, mit Obstgärten umringte freundliche Dörfer, Städte, Fluren und Moorniederungen — dies Alles wiederholt sich hier schneller als dort, die Cultur ist üppiger, der Pflanzentwuchs reicher, die Landschaftsbilder sind farbiger und kräftiger. Die Seen zeichnen sich hier aus durch ihre malerischen Ufer, während sie dort zuweilen von kahlen Flächen

umgeben sind. Das Leben ist reicher, die Fülle größer; es kann nicht auffallen, daß diese Gegend in wirthschaftlicher Beziehung am weitesten vorgeritten ist. Hier ist kein ungenutztes Feld, keine Haidebestrecke, die Cultur ist nach Außen überall fertig; der Anbau ist bis zu einer Vollendung gelangt, welche die Anlage neuer bäuerlicher Wirthschaften nicht mehr gestattet. Nur noch die Vertiefung der Cultur ist möglich und diese wird, wie sie fortschreitet, allmählig die Errichtung neuer Müllereien und Sämslereien gestatten. Das nördliche Mecklenburg ist ein fertiges Bauernland.

Ganz anders und für den Beobachter interessanter zeigt sich die südliche Landeshälfte mit ihrem Sandboden; diese ist erst in der Entwicklung begriffen und theilweise von ihrer Vollendung noch sehr weit entfernt. Auch auf diesem Sandlande herrscht heute zwar noch der Kornbau vor, aber fast überall schon macht sich die Neigung zu einer Handelsfrucht bemerklich und natürlich ist es die bekannte und erprobte Kartoffel, auf welche hier die Wahl fällt. Die Cultur des Sandbodens ist bei weitem nicht so frisch und lebhaft, wie diejenige des Geesbodens, und kann es auch nicht sein; statt der gelben Weizen herrschen hier die grauen Roggenfelder vor, Gerste gedeiht nur auf besseren Feldern gut und Kleebau ist sehr spärlich. (Es versteht sich, daß wir vom reinen Sandboden sprechen, der Ausnahmen giebt es manche.) Die Wiesen haben nur ein kurzes, hartes Gras und wenn man ihnen durch Ueberrieselung aufhilft, so bleibt doch das Heu nur wenig nahrhaft. Deshalb ist hier auch die Viehzucht verhältnißmäßig zurück; kleine magere Kühe weiden auf verbrannten dürren Tristen und geben nur geringen Ertrag. Große Strecken sind mit Nadelholz bedeckt, weil der Boden zur Zeit noch keine entwickeltere Cultur gestattet. Bei Grabow, südlich von Parchim, südöstlich von Plau pflanzt man absichtlich Nadelholz an, theils um den leichten Sand zu schützen, theils auch um von dem Boden überhaupt einen Ertrag zu gewinnen. Der Sandacker bedarf einer starken Düngung, das Korn liefert aber nur kurzes Stroh; die Felder sind verhältnißmäßig groß, folglich auch der Düngerbedarf. Da sieht man die Bewohner Fannennadeln, Waldgras, Ginster, Haideplaggen, Torf-

schollen und was sonst irgend zur Düngung paßt, herankarren, sparsam vertheilen und sorgfältig benutzen. Das Vieh bedarf einer Abwechslung in der Nahrung, man baut Viehkohl und Rüben; der Acker giebt geringen oder mäßigen Kornertrag, man pflanzt Kartoffeln, baut Lein u. s. w. Das ist eine ganz andere, durch die Natur des Bodens selbst aufgenöthigte Cultur, als sie der nördliche Bauer betreibt. Letzterem wächst es fast in die Hände, Ersterer soll auf alle Weise selbst schaffen und fördern; ist's ein Wunder, daß zwischen Beiden eine Charakterverschiedenheit sich allmählig scharf ausprägt? Der Waldbesitz allein ist eine Sache, welche sich mit dem Wesen eines rechten Bauern schlecht verträgt; der Privatwaldbesitz überhaupt ist bei den deutschen Völkern erst spät und allmählig aufgekomen, er ist der gerade Gegensatz vom Besitz der Wiesen und ihrer Cultur. Aber Kartoffelbau auf Sandboden treibt den Bauer unbedingt in den Wald; ersterer entkräftet durch die tiefe Bearbeitung den Boden mit gewöhnlich nur flacher Narbe, letzterer muß ihn nicht nur durch die Düngung mit seinen Abfällen restauriren, sondern eventuell auch nach seiner Abrodung neuen frischen Boden liefern, während nun der bisher benutzte zur Ruhe gelegt wird. Diese kurze Skizze zeigt schon zur Genüge, wie sehr sich die bäuerliche Wirthschaft auf den Sandfeldern Mecklenburgs einem industriellen Betriebe nähert oder bald nähern wird. Um es nur zu gestehen, wir haben etwas vorausgegriffen und unsere Schilderung nicht sowohl von dem dort allgemeinen Betriebe, als vielmehr von einigen am meisten vorgeschrittenen Wirthschaften hergeleitet. Der Sandbauer ist noch nicht durchweg so betriebsam, wie wir ihn dargestellt haben; aber daß er es in wenigen Jahren sein wird, daran zweifeln wir keinen Augenblick und könnten unzählige persönliche Beobachtungen zur Beglaubigung aufführen. Gewiß ist es von großer Bedeutung, daß man sich über diese Sache klar werde; denn sie verbirgt eine große Gefahr in ihrem Schooße. Auch der Bauer will, wie jeder andere Mensch, möglichst leicht und schnell verdienen; er erreicht dies hier durch den Anbau von Handelsgewächsen, die aber, wenn nicht sehr große Sorgfalt angewandt wird, die Verarmung des Bodens nach sich ziehen müssen. (Bei Ribbel giebt es Dörfer, welche durch sehr starken

Flachsban anfänglich wohlhabend geworden, darauf aber fast verarmt sind.) Der heutige Sandbauer hat nicht die Aufgabe, schnell zu verdienen, sondern allein die, daß er seinen Acker hebe und zum späteren nachhaltigen Betriebe fähig mache, eine eben so schwierige, wie leicht zu mißkennende Aufgabe. Nicht der Anbau von Handelsgewächsen im größeren Maße ist heute seine Pflicht, sondern die Vorbereitung des Ackers zu solchem Anbau in späterer Zeit. Man wird sich an Ort und Stelle hiervon leicht überzeugen; Viehzucht und Anbau von Futterpflanzen ist gegenwärtig die Bedingung und wird es noch für eine lange Reihe von Jahren sein, denn der Boden ist nur sehr langsam nachhaltig zu verbessern. Gerade hier ist, wie nirgends im ganzen Lande, ein künstlicher Anbau von Futtergräsern geboten; durch diesen muß die Viehzucht gehoben, der Dünger vermehrt und der Kleebau ermöglicht werden, dann wird der Boden reicher und ist größeren Ansprüchen zu genügen fähig. Wir können dies Thema, so wichtig es auch ist, hier nicht weiter ausführen, es spricht an allen Orten für sich selbst.

Die eigentlichen Sandbauern nun sind sehr verschiedenartige Menschen; wo sie einfach nach althergebrachter Sitte leben und ihre Wirtschaft nach Großvaters Methode führen, sind sie wenig wohlhabend, in Folge dessen auch wenig betriebsam und rührig, von weit geringerem Selbstgefühl als die nördlichen Bauern und von minder scharf ausgeprägtem Charakter. Im Allgemeinen dürfte dies der Fall in denjenigen Dörfern sein, wo sehr viele Menschen zusammenwohnen, die sich alle mit reinem Ackerbau beschäftigen. Und es ist ein sehr charakteristischer Umstand, der sich durch ganz Deutschland wiederholt, daß eben die Sandgegenden die größten Dörfer und größten Gemeinden besitzen, eine aus früherer Zeit stammende Erscheinung, wo noch neben diesen Dörfern auf den jetzigen Ackerfeldern große Waldungen standen, die den Menschen Beschäftigung, den Feldern Schutz gaben. Die großen Dörfer sind für die Sandgegenden in ihrer jetzigen entblößten Beschaffenheit nicht mehr zweckmäßig, sie unterdrücken die Betriebsamkeit des Einzelnen. Dagegen ist hier vor Allem die Separation, der Ausbau, zu empfehlen, welcher den Menschen selbstständig

macht, indem er ihn mehr auf sich selbst antweist und seine Kräfte weckt. Man beobachte, das Land durchwandernd, die Felder, welche von dem Wesen der Besitzer Zeugniß ablegen; die auf separirten Hüfen ausgebauten Bauern sind im Punkte der Wirthschaft den Dorfbauern fast immer überlegen. Hier gilt es aber zunächst, die Kräfte zu wecken und die Thätigkeit zu ordnen, dann hat eben der Sandboden noch eine sehr wichtige Zukunft; denn gerade er ist zum vielseitigen Anbau sehr lohnender Pflanzen befähigt, wie es z. B. einzelne Gegenden der Mark Brandenburg, die ja ganz besonders „des heiligen römischen Reiches Streusandblüthe“ ist, auf's Klarste beweisen. In Sand und Moor ruht noch ein ungeahnter Reichthum, und deshalb nannten wir oben die Sandgegenden Mecklenburgs unfertig, ihre Bewohner in der Entwicklung begriffen. Der Geestlandsbauer hat für den Sandlandbauern in der Regel gar kein Verständniß; er unterschätzt diesen ihm so nahe Verwandten nicht sowohl, weil er selbst wohlhabender ist, sondern weil dieser auf anderem Boden ein anderes Leben führen muß als er. Was ist ihm mit seinen vier stattlichen Brauen vor'm Wagen ein Mann, der mit zweien fahren muß oder vielleicht sogar mit Kühen „hottert“. (Parchim, Grabow u. s. w.) Aber jenes Vorurtheil gegen den, welcher sich weniger günstiger Lebensbedingungen erfreut, ist nicht gerade ein Stolz, wie man oft meint, sondern eine Verständnißlosigkeit, die sich in allen Gegenden und allen Lebenslagen wiederholt. Ein gewisses Mitleid mischt sich dann auch hinein; was soll auch ein Mensch gelten, der nicht Speck und Brot, sondern Kartoffeln ist, der kein Fleisch auf den Rippen und kein „Kögen in de Bost“ hat? Auf anderem Boden erwächst ein anderer Mensch; aber es kommt die Zeit, wenn Alles gut geht, wo der Sandbauer ein ebenbürtiger Gegner des Geestbauern wird. Das Sandland hat eine große und reiche Zukunft.

Wenn man jetzt diese Strecken durchwandert, ermüdet der Fuß im Sande und das Auge an den vielen und großen eintönigen Nadelwäldern. Die Dorfschaften sind, schon ihrer Größe wegen, weit seltener als im Norden, weit weniger freundlich und wohlgehalten. Dies ist aber nur der

Charakter wasserloser Sandflächen; wo Seen sich befinden und Flüsse dahinziehen, ändert sich die ganze Vegetation, Laubholz tritt auf und Wiesen breiten sich aus. Trotzdem aber erreicht auch solche Gegend selten die Fülle der Geestlands-Landschaften, ist weit mehr in die Ebene und Breite gezogen und verwischt dadurch wieder den Eindruck eines abgeschlossenen Bildes. Dem eigentlichen Sandlande Mecklenburgs fehlt die wellenförmige Hügelform, es gleicht mehr einer gebreiteten Ebene, einer Hochebene, da es fast durchgehends auf dem Rücken und am Abhange des südlichen Höhenzuges liegt.

Wir müssen übrigens wiederholen, daß hier nur von dem reinen Sandlande die Rede war, wie es sich in einer Breite von etwa 2,4 Meilen von Hagenow in ziemlich gerader Richtung nach Mirow hin ausdehnt; es lag hier eben nur daran, die schärfsten Unterschiede hervorzuheben. Der Uebergänge finden sich sehr viele, auch der reine Sand erstreckt sich hie und da weiter nordwärts, wie bei Krakow und Crivitz. Da aber, wo Sand und Lehm zusammentreten, bildet sich sehr häufig ein vielfach durchschnittenes, sehr lebhaftes und wechselvolles Terrain, starke Hügel, muntere Flüsse, mittelgroße Seen, Laub- und Nadelholzungen in buntem Gemische. Diesem Uebergangs-Terrain sind einige der freundlichsten Punkte Mecklenburgs zuzurechnen oder liegen ihm doch nahe, und was die Bewohner desselben anbetrifft, so sind sie natürlich den nördlichen Bauern in Allem sehr nahe stehend, da sie gleich jenem einen guten lohnenden, wenn auch nicht ganz so reichen Boden besitzen.

Der südwestliche Theil Mecklenburgs, die sog. Haideebene, hat wieder viele Eigenthümlichkeiten. Der Boden ist abwechselnd Sand und Moor, je nachdem er den Flüssen ferner oder näher liegt. Der Sand ist an vielen Stellen von der allerleichtesten Gattung, trockener scharfer Flugand, der nur bei sehr sorgfamer Kultur den Anbau lohnt. Der Moorboden ist häufigen Ueberschwemmungen ausgesetzt, von dem der Vegetation schädlichen Eisenoxyd sehr reich durchzogen (Mafeneisenstein) und an vielen Orten fast versumpft. Seit Jahren schon kämpft die Bevölkerung hier mit dem Boden nach allen Richtungen herum und ist eben durch dies

unausgesetzte Kämpfen und Streben zu einer sehr bedeutenden Intelligenz und Klugheit gelangt. Scharf zeigt sich daneben der Unterschied zwischen den Dorfbewohnern und den ausgebauten Bauern; aber es ist uns auch hier oft aufgefallen, daß der Eifer sich weit leichter auf den augenblicklichen Gewinn, als auf die nachhaltige Verbesserung des Bodens richtet, es fehlt eben eine eingehende Unterweisung. Ein weiterer Mangel lag alsdann früher darin, daß die Communication in diesem ganzen Gebiete eine schwierige war, jetzt ist diesem Uebelstande zum großen Theile abgeholfen. Der Anbau richtet sich in dieser Gegend mehr und schneller auf Handelspflanzen als anderswo. Das ist auch, besonders auf dem der Ueberschwemmung ausgesetzten Boden natürlich; denn hier ist das Winterkorn immer mißlich, während Kartoffeln, Kohl u. s. w. gute und theure Erträge liefern. Das Trockenlegen der Felder, Gräben ziehen, Dämme legen u. s. w. ist, auch wenn es sich nicht jährlich wiederholt, eine kostspielige Arbeit, welche schon von selbst zum Anbau möglichst einträglicher Früchte treibt; die Versumpfung und Entsäuerung des Bodens lassen sich am besten durch Spatencultur heben. Die Spatencultur erfordert Gehölze von nicht zu großem Umfange; es ist deshalb ganz folgerichtig, daß in den tieferen moorigen Gegenden, z. B. im Hornwalde bei Grabow u. a. D. hauptsächlich Büdnereien und kleine Bauerstellen liegen. Hier entwickelt sich die Cultur außerordentlich schnell; wie die Mark Brandenburg zeigt auch Mecklenburg, daß eben dieser lange vernachlässigte, tiefere, moorige Boden eine Zukunft hat. Die Bauern pflügen und fahren hier viel mit Stößen, sie lernen überhaupt, da ihnen nichts ohne Mühe in die Hände wächst, ihren Vortheil erkennen und fassen, und damit ist der erste Schritt zur intensiveren Cultur gethan. Auf dem sehr leichten Sandboden um Probst Jesar, Lübbtheen, Quast u. s. w. sieht man die Kinder auf den Straßen den Dlinger in Körbe sammeln, auf den Feldern mit den Händen austreuen (dies sahen wir auch bei Malchow und Waren zuweilen); die Natur, die Nothwendigkeit zu Fleiß und guter Cultur, erziehen hier die Menschen.

Mit dem ersten Blicke merkt man dies keineswegs, wie sich denn überhaupt der hiesige Bauer nicht leicht in's Herz und in seine Wirthschaft

sehen läßt. Die Dörfer machen nicht den Eindruck besonderer Wohlhabenheit, das Vieh ist klein und nicht eben wohlgestaltet, die Felder erfreuen sich nicht des heiteren Grüns lebhafter Vegetation, sondern haben eher eine an die Farbe des Haidekrautes erinnernde bräunliche Tinte. Aber dies ist nur der oberflächliche Eindruck; die Kartoffel wächst in, nicht über der Erde und des Buchweizens Leibfarbe ist die braune. Wir haben uns durch Unterredung mit hiesigen Bauern von deren Strebbarkeit überzeugt; es ist ihr dringender Wunsch, durch Futterbau den Boden zu verbessern, doch ist es klar, daß sie aus sich selbst zu diesem Ziele nicht gelangen können, da nur eine Mischung der auf Sandboden gedeihenden Grasarten hier für den Anfang nützlich werden kann, und wie sollen sie zu einer solchen gelangen? Dies ist eine Sache, welche vielleicht die Aemter in die Hand nehmen könnten, der Vortheil wäre unabweisbar groß.

So sehr diese Gegend sich von der Natur vernachlässigt zeigt, so reich ist der Boden in seinem Innern. Gyps und Braunkohlen findet man in dieser Ausdehnung nicht wieder in Mecklenburg, die schönsten Thonlager liegen oft nur wenige Fuß unter der Oberfläche, der Raseneisenstein liefert ein reichhaltiges Material zur Eisensfabrication, Soolquellen giebt es an verschiedenen Stellen und wer weiß, was die menschliche Thätigkeit noch zu Tage fördert. Wenn die Gewinnung solcher Schätze durch die Anlage von Kunststraßen gefördert ist und die Industrie sich ihrer mehr bemächtigt hat, mag dieser Theil Mecklenburgs noch von hoher Bedeutung werden. Es ist nicht unsere Absicht, dies — der Zukunft vorgreifend — weiter auszumalen; wir wollten nur in allgemeinen Zügen darlegen, wie und warum auf anderem Boden ein anderer Mensch erwachse, und hiesfür die Beispiele aus dem eigenen Lande wählen.

Des Volkes Art und die Grundzüge seines Charakters.

Die Bevölkerung Mecklenburgs, wenn auch hie und da in Folge ihrer Beschäftigung und Lebensweise sich Verschiedenheiten bemerkbar machen, ist, wie wir in der Einleitung zeigten, sächsisch-deutschen

Stammes. Ueber die Ausnahmen werden wir später noch einige Worte sagen; hier genügt die Betrachtung des Allgemeinen.

Die Geschichte lehrt uns die Sachsen, einen aus scandinavischen Gefolgschaften, hauptsächlich von der dänischen Halbinsel her, erwachsenen Volksstamm, als tapfere, trotzigte Gesellen kennen, welche fest an ihrem Glauben und ihrer Volksthümlichkeit hielten und schon früh mit den ihnen südlich und südwestlich angrenzenden Thüringern in Streitigkeiten und Kämpfe geriethen. Diese endigten damit, daß die Sachsen sich mit ihren westlichen Nachbarn, den Franken, verbänden und das Reich der Thüringer unter Hermanfried vernichteten (527—530). Durch diese siegreichen Kämpfe dehnten sie ihr Gebiet südlich bis an die Saale, westlich bis an das fränkische Land und östlich bis mindestens zur Elbe hin aus. Wie lange diese Grenzen bestanden, ist nicht sicher anzugeben. Aus den Verblüdeten aber wurden bald Feinde und im Laufe des achten Jahrhunderts finden wir die austraischen (fränkischen) Hausmeier (majores domus) von Westen und Silden her mit der Bekämpfung des Sachsenvolkes beschäftigt. Diese Kämpfe waren zunächst entstanden aus dem allen älteren Völkerschaften natürlichen Triebe, ihr Gebiet über die augenblicklichen Grenzen auszudehnen. Es ist bekannt, wie wacker die Sachsen den Franken widerstanden und wie aus dem Heerde ihrer Abstammung, aus Nordalbingien, immer neuer Widerstand sich erhob, bis endlich unter Carl dem Großen die Bekehrung der heidnischen Sachsen zum Christenthume Mitzweck der Kämpfe wurde und diesem großen Krieger die Unterwerfung und gewaltsame Bekehrung der Gegner gelang. Obwohl nun die Sachsen das Christenthum nur besiegt angenommen hatten, setzte sich dasselbe doch bald unter ihnen fest und nun wurden sie wieder eifrige Träger und Verbreiter desselben zu den ostwärts wohnenden heidnischen Völkerschaften hin, als welche ihnen die Slaven im östlichen Holstein (Wagrien), Mecklenburg, Pommern und Rügen zunächst standen. Hier gab es nun wieder lange dauernde, hartnäckige Kämpfe, welche mit der Eroberung des slavischen Gebietes endigten, indem die Sachsen die in Holstein und Mecklenburg wohnenden, die Dänen aber die rügischen Slaven unterwarfen. Nachdem

dies geschehen, begann das Geschäft der Colonisation, d. h. der Besitznahme des Landes. Es ist historisch nachweisbar, daß in einzelnen Gegenden, z. B. im heutigen „Klützer Winkel“, schon um die Mitte des dreizehnten Jahrhunderts kein Slave mehr ansässig war. Doch ist es auch sehr wahrscheinlich, daß einzelne Reste der letzteren sich in den entfernteren (östlichen) und den unfruchtbaren, damals wilden, sumpfigen und waldigen Theilen des Landes erhielten (z. B. in der südwestlichen Haideebene). Hier vermischten sie sich allmählig mit den Sachsen oder behielten auch zum Theil ihren ursprünglichen Typus bis auf die Neuzeit bei, bildeten aber unter der ganzen Bevölkerung nur einen sehr geringen Theil. Die weitaus größte Mehrzahl der Bewohner Mecklenburgs, zumal diejenigen der landbesitzenden Classen, ist also bis auf einzelne, später anzuführende Ausnahmen, sächsischer Abstammung. — (Eingehend und in vortrefflich anschaulicher Weise findet man die Colonisation Mecklenburgs in Risch, Jahrbüchern 2c. Bd. XIII. Seite 57 bis 116 von dem Pastor F. Völl zu Neu-Brandenburg beschrieben; auch der Präpositus Salsfeld zu Ludwigslust gab vor mehreren Jahren eine kleine, diesen Gegenstand berührende Schrift heraus, unter dem Titel: „Wie Mecklenburg ein christliches Land wurde“ u. s. w.)

In den Grundzügen des sächsischen Volkscharacters nun, wie ihn uns die Geschichte kennen lehrt, finden wir diejenigen unserer jetzigen Bevölkerung, wenn auch durch Zeit und Sitte gemildert, wieder. Die Sachsen werden geschildert als ein Volk trotzig und widerstrebend gegen Fremdes und Aufgebrungenes, beharrlich im Eigenen, fest, tapfer, selbstbewußt und selbstständig. Wer denjenigen Theil unserer Bevölkerung, welcher hier in Betracht kommt, (nicht die mit fremden Elementen gemischten Städte, nicht die besitzlose, wandernde Bevölkerung, sondern die grundbesitzende, vornehmlich also die „Bauern“ mit ihren in den dorfsichen Gemeinschaften seit Jahr und Tag ansässigen Verzweigungen) — wer diese Leute genau beobachtet, wird jene Charakterzüge an ihnen leicht entdecken. Was Gutes im Volke liegt sowohl, wie manche tadelnswerthe Auswüchse lassen sich auf dieselben zurückführen: Die große Anhänglichkeit an den ererbten Be-

sitz und die gewohnte Ordnung, die Unlust zur Einführung fremder Elemente in diese, Trotz gegen Alles, was der eigenen Neigung widerstrebt, ein sehr ausgebildetes Pflichtbewußtsein, große Ergebenheit gegen die von Gott gesegnete Ordnung, unerschütterliche Willensfestigkeit, Treue und Anhänglichkeit gegen Freunde und Familie. In diesen Charakterzügen kennzeichnet sich das Volk, als solches fühlt es sich glücklich und zufrieden und die Ordnung, die alte Ordnung ist sein Palladium, das man ihm nicht ohne Noth nehmen soll. Vielleicht ist keine Bevölkerung der Ordnung schwerer zu entziehen, als die unsrige, aber auch vielleicht keine, wenn verleitet, so schwer wieder an die Ordnung zu gewöhnen, als eben sie und die übrige ihr nahestehende norddeutsche Bevölkerung. —

Immer tritt das Individuum mit seinem Selbst hervor, will selbst urtheilen und handeln, eine selbstständige Ueberzeugung gewinnen, ehe es sich entscheidet. Leute, denen das Volk ein unbedingtes Vertrauen schenkt, giebt es sehr wenige; wer sonst zu belehren sucht, dem bringt man nur ein mit der großen Selbstschätzung Hand in Hand gehendes Mißtrauen entgegen. Wenn sich auch dies Letztere gegen höher Stehende und Gebildetere selten offen zeigt, so ist nichts desto weniger die Hartköpfigkeit der Mecklenburger sprichwörtlich geworden, und im besten Falle reservirt sich die betreffende Person stillschweigend ihren eigenen Willen. Mit Worten streitet man eben so ungern, wie man unbedingt bejahet oder verneint. Der Bauer sagt, wenn ihm etwas richtig scheint: „Mag woll sien“, das ist ein Ja mit Vorbehalt; scheint ihm aber eine Sache bedenklich oder unrichtig, so hat er allerlei Wendungen, um einem kategorischen „Ne“ zu entgehen: „Is nix för mi“ oder „Dat hew id nich nödig“ oder, wenn ihm gar zu arg zugesetzt wird: „Ick bin man en Buer“ und dergleichen Reden, in denen das persönliche Fürwort ganz besonders stark betont wird.

Die Anhänglichkeit an das Hergebrachte, an die überlieferte Sitte, Wirthschaftsweise u. s. w. ist ganz natürliche Folge seines Wesens, das sich selbst genügt, ohne sich absichtlich dem Besseren zu verschließen. Der Bauer überlegt und prüft viel mehr, als man glaubt und würde oft aus

freien Stücken Verbesserungen treffen, wenn er nur immer wüßte, wie er diese anzustellen hätte. Sein Verstand urtheilt gewöhnlich sicher und richtig, und wenn er sich für eine Sache entschieden hat, so setzt er sie in den mehrsten Fällen — trotz augenblicklicher Kosten und Verluste — durch. Beobachtung liebt er dabei nicht, ja es macht ihn solche widerstrebend; auf seinem Wege geht er aber ohne Aufenthalt vor und man sieht es oft verwundert mit an, wie eine ganze Dorfschaft irgend eine neue Einrichtung, von der sie sich Gewinn verspricht, mit einer Schnelligkeit durchführt, die man gar nicht erwartet hatte. Den Beamten gegenüber ist freilich der Bauer oft ein ganz anderer Mensch, als in seinem Dorfe; er scheint seinen ganzen Verstand im Hause gelassen zu haben, besonders wenn es sich um irgend eine den Ventel treffende Anordnung handelt. Widerständig wird er zwar nie oder doch sehr selten, aber möglichst langsam und lässig in der Ausführung wird er gewiß und beschränkt sich am liebsten auf das rein Nothwendige bei derselben.

Die Beschränkung auf sich selbst und das dem Ich Naheliegende ist ein Grundzug aller naturwüchsigen, unvermischten Volksstämme, und es geht dieselbe auch über die Familie und das Haus in die dorfsiche Gemeinschaft hinüber. Die Liebe zum heimathlichen Dorfe findet man in Süd und Nord bei allen festhaften Völkern; es ist bekannt, wie dieselbe bei unserem Volke sehr stark ausgeprägt ist. Nicht bloß Sitten und Gewohnheiten hängen (jedoch nur noch selten) dem einen Dorfe an, welche dem andern fehlen, auch die Gemeinschaft der Menschen beschränkt sich am liebsten auf das Dorf. Hier in unserem Mecklenburg, wo weder Berge die Dorfmarken unterbrechen, noch Flüsse sie scheiden, sehen wir dennoch, wie Jahrhunderte hindurch die Sitte eine stärkere Grenze zwischen Dorfschaften bildete, als es Berge oder Flüsse vermocht hätten. Wir erinnern hier beiläufig an die verschiedenartige Tracht der „bunten“ und „braunen“ Bauern im Rugeburgischen, der „bunten“ und „schwarzen“ bei Rostock, der Zepeliner u. A. Es ist die Anhänglichkeit an das Angestammte, an die Sitte, welche diese verschiedene Art zu erhalten vermochte, gestärkt durch die große Selbstschätzung, welche eben das Angestammte stets für

das Beste hält und alles außer diesem Liegende als Fremdes, Schlechtes, mißachtet.

Auch äußerlich macht sich diese Selbstachtung, welche man keineswegs mit der absolut tabelnswürthen Selbstüberhebung verwechseln darf, in nicht unbedeutendem Grade geltend. Mit dem Begriffe eines echten Bauern verbindet sich unwillkürlich derjenige eines bewußten, ehrenfesten Auftretens. Es zeigt sich ein richtiger Blick darin, wenn Masch uns in seiner Schilderung die Raabeburger Bauern (Risch, Jahrbücher zc. Bd. II., S. 141 fgg.) vorführt, wie sie ernst und ehrenfest zur Kirche wandeln. Auf diesem Gange in ihrer eigenthümlichen Tracht, mit dem Gesangbuche unter dem Arme und in feierlicher Stimmung sind sie so recht ganze Menschen. Man sieht es dem Bauern an, daß er auch in seinem Dorfe Bauer (nicht „Herr“) ist, und das ist er völlig. Er ist Haupt einer großen Familie, die ihre Zweige durch das ganze Dorf erstreckt; Herr derselben ist er nicht und will er nicht sein, es giebt ja außer ihm der Häupter, der Grundbauern, gewöhnlich noch mehrere. Jene große Familie aber besteht aus allen Gliedern, die von den ansässigen Familien abstammen; aus der Fremde Zugezogene werden immer als Eindringlinge betrachtet, man sieht sie sehr ungern im Dorfe und nimmt sie schwer in Wohnung und Arbeit (ein Umstand, der — beiläufig erwähnt — die Niederlassung, soweit sie vom Besitze einer Wohnung besonders mit abhängt, nicht selten erschwert). Diese große Familie duzt sich im Gefühle der gleichen Abstammung gegenseitig, während man sich das Duzen von Fremden nicht bieten läßt und wenn es geschieht, wohl spitzig fragt: „Sebben wie all Bröreschaft maht?“

Das feste, gravitatische Wesen des Bauern zeigt sich nicht selten, besonders dem ihm im Allgemeinen nicht wohlgefälligen Städter gegenüber, als Derbheit und „Forscheit“. Wer jederzeit mit That und Rede für sich einzustehen vermag, daneben in seinem Auftreten eine gewisse übersprudelnde Reckheit und Kraft offenbart, der ist ein „forscher“ Mann. Diese Forscheit zeigt sich jedoch am klarsten in der sprachlichen Ausdrucksweise, welche voller Kraftwörter ist, unbekümmert, ob die Rede dem Empfindsamen an-

gemessen ist oder nicht. Wer modisch geputzt nach dem bedeutsamen Volksausdrucke „up de Tehen geiht“, der heißt ein „liederlicher“ Kerl und ist in der Meinung der Leute so ziemlich drunter durch. Ein forscher Bursche braucht nicht allemal großen Mutterwitz zu besitzen, es kommt hier mehr das imponirende Auftreten zur Frage; wer aber erstieren besitzt, der ist ein „flusuhriger“ (schlitzhöhriger) Kerl, ein durchtriebener, schlauer und witziger Mensch. Im Allgemeinen wägt man indessen die Worte sehr bedächtigt ab, trifft jedoch gewöhnlich das Richtige damit und wo man nicht gern Rede stehen will, da hilft man sich durch eins der vielen kernhaften Sprichwörter, die Jedermann kennt. Mit diesen setzt man in streitigen Fällen „den Trumpf auf“, gegen sie gilt keine Appellation, denn sie stammen aus „alter Zeit, wo die Leute noch kliger waren, als jetzt“.

Bei großer Körperkraft unermüdblicher, obwohl sich nie übereilender Fleiß, sorgsame Ausführung des Vorgenommenen, unendliche Willenszähigkeit bei großer Anhänglichkeit an die heimathliche Scholle — diese Volkseigenschaften erklären es, wie auch in dem oft verwüsteten Lande die alte Bevölkerung sich entweder wieder einfänden konnte, oder doch, wo sie vertilgt war, durch Leute gleicher Abstammung ersetzt wurde, so daß eine Vermischung selten oder gar nicht stattfand. Durch sie blühten die z. B. im dreißigjährigen Kriege verwüsteten Fluren neu wieder auf und durch sie erreichte das Land in wirthschaftlicher Hinsicht seine jetzige hohe Bedeutung. Regsamkeit und denjenigen speculativen Sinn, welcher neue Erfindungen, gewinnreiche Unternehmungen aussucht und ausübt, vermißt man. Der rechte Bauer ist überhaupt mehr genügsam und sparsam, als auf den Erwerb erpicht; obwohl er den Werth des Geldes schätzt, verschließt er sein Erworbenes doch lieber, als daß er es auf Unternehmungen anlegt, deren Tragweite er nicht sofort erkennt. Das Mein, der Besitz hat einen sehr großen Werth in seinen Augen, doch bemüht sich Jeder mehr, das Erworbenes zu erhalten, als Neues zu erwerben. Das ist auch natürlich, weil sich Alle für gleich achten; wer viel hat, ist aus diesem Grunde kein Haarbret besser, als wer wenig hat. Die Bedürfnisse sind ja verhältnißmäßig gering, die Tracht Aller ist gleich, die Wünsche sind

fast allgemein dieselben, das Geld wird selten für die Person, zum äußerlichen Schmucke verwendet, und noch seltener würde Derjenige an Aussehen und Geltung gewinnen, welcher dies thun wollte. Es ist wahr, die Neuzeit hat hierin Manches geändert, Putz- und Vergnügungssucht greifen auch in diesen Kreisen weiter um sich. Noch aber geschieht dies immer nur ausnahmsweise und in den mehrsten Fällen puht man sich heraus, ohne die gewohnte Tracht wesentlich zu verändern. So sieht man wohl statt einfach bunter glänzende goldgewirkte Bänder, statt zinnerner Brustschnallen silberne, statt silberner goldene Ohrringe u. s. w. Ob sich hiemit der Anfang einer Uebergangszeit anbahnt, was sehr wahrscheinlich ist, muß die Zukunft lehren; wir schildern natürlich nicht das Vorübergehende, sondern greifen lieber um einige Jahre zurück und sichten zwischen dem, was eigenthümlich, und dem, was Folge wechselnder Mode ist.

Strenger Familiensinn zeichnet den Mecklenburger aus; zwischen den einzelnen Gliedern des Hauses herrscht eine gewissenhafte Befolgung bäuerlicher Etiquette. Zunächst bilden die Achtung der Eltern und die gegenseitige Hochhaltung der Eheleute die Grundlagen eines Verhältnisses, in welchem auch die Kinder eine volle und gütliche, durchweg aber nach ihrer Geburt gegliederte Berücksichtigung genießen. Dies sind allerdings echt germanische Charakterzüge, welche schon allein die Abstammung der Leute beweisen könnten. Das Recht der Erstgeburt, die Hochachtung und Gleichberechtigung der Frau und die Heilighaltung des Besitzes sind durchgehends herrschend; an erstere knüpft sich die Ordnung in der Familie, an letztere diejenige des Dorfes und des Lebens. Nach dem Vater tritt der älteste Sohn oder — in Ermangelung von Söhnen — die älteste Tochter in den Besitz; letzteres ist eine Sitte, die sich bei Völkern nicht-germanischen Stammes ursprünglich nicht findet. Der älteste Sohn heißt in dem Munde der Leute selbst der „Vicebauer“, die jüngeren Kinder sind „das Gesinde“, d. h. ihr Beruf ist der Dienst (gewöhnlich auf der väterlichen Scholle), eine herabsetzende Bedeutung hat dies Wort natürlich nicht. Eine Entschädigung der jüngeren Kinder an Gelde findet nur dann statt, wenn der Vater haares Vermögen hinterläßt. Dies ganze System hat, gleich

wie die Fideicommissse und andere echt germanische Einrichtungen, die ungeschmälerte Erhaltung des Besitzes in der Familie zum Zwecke, deren Repräsentant eben der Erstgeborene ist. Wir erkennen hier, wie manche von der abstracten Wissenschaft und den Strebungen der Neuzeit verdamnte Erscheinungen im Leben auf tiefer sittlicher Grundlage ruhen und als solche sehr berechtigt sind. So ist auch der grundbesitzende Bauer selbst, wie wir oben sagten, nicht „ein Herr“ im Dorfe und hat nicht als solcher Anspruch auf Achtung, sondern er ist Repräsentant des Besitzes, ein Aeltester des Dorfes und wurde deshalb vor noch nicht langer Zeit „Bauervater“ genannt.

Sehr oft tritt der erstgeborene Sohn seine Bauerstelle noch bei Lebzeiten des Vaters an, welcher sich auf den sog. „Altentheil“ begiebt. Diese Sache ist bekannt, aber merkwürdig bleibt es doch, wie ein Mann, der oft gar nicht so alt ist, sich der so lange geübten Beschäftigung freiwillig und vollständig begeben kann. Wir möchten auch hiesfür den Grund in dem nun befriedigten Bewußtsein suchen, daß die Nachfolge des Besitzes in der Familie jetzt gesichert ist; dies war der Zweck seines Lebens und Strebens. — Uebrigens ist das Familienleben an Aeußerungen der Zuneigung und Liebe arm; man hat für alle Fälle eine bestimmte Norm, eine hergebrachte Etiquette und das höhere sittliche Bewußtsein wird nicht selten unter der Beobachtung des Gebräuchlichen zurückgebrängt.

Hier liegt eine gefährliche Klippe im Volksleben; wem das Gebräuchliche vertrauter ist, als das ihm zu Grunde liegende Sittliche, dem schwindet leicht jeglicher Halt, wenn er — in fremde Kreise tretend — der Beobachtung des Gebräuchlichen entrickt wird. Wir finden es überall, daß gerade das natürlichste, kräftigste Volksleben unter einem Uebergangsstadium am meisten leidet, und dies ist besonders in heutiger Zeit der Fall, eine Zeit, deren ganze Richtung nur zu sehr auf das Verschwindenmachen des Hergebrachten gewandt ist. Aber darum hält auch das Volk gleichsam instinctiv an seinen Gebräuchen auf das Aeußerste fest und betrachtet Jeden, der an diesen rührt, wie einen persönlichen Feind. Es ist nicht nöthig, aus diesen Anregungen weitere Schlüsse zu ziehen, da sich

solche von selbst ergeben. Das conservirende Element im Volke schließt ein Fortschreiten natürlich nicht aus, aber es macht nothwendig, daß ein solches — hier vornehmlich in wirthschaftlicher Richtung, welche dem Volke am nächsten liegt — schonend und rücksichtsvoll geschehe.

Eine so conservative Bevölkerung, wie die mecklenburgische, müßte einen großen Reichthum an Sagen und Märchen besitzen, wenn nicht eben die späte Einwanderung, das Colonisationsgeschäft selbst und namentlich die Schroffheit, mit welcher die einziehenden Christen dem früheren Heidenthume gegenübertraten, dieselben verwischt hätten. Der Drang im Menschen, das Geheimnißvolle in der Natur aufzufuchen und auf wunderbare Weise zu erklären, schuf die ältesten Sagen, welche deshalb fast durchgehends localer Natur sind. In unserem Lande fehlten aber eben jene Dertlichkeiten, welche den Sinn der Bewohner fesseln und ihren Geist auf unsichtbar waltende Kräfte und Personen hinzulenken geeignet sind. Die großen dichten Waldungen, welche die Einwanderer vorfanden, übten zwar gewiß auch auf sie den Zauber, welchem sich auch der heutige Mensch nicht entziehen kann; aber die Waldungen waren die Wohnsitze und Zufluchtsörter der Wenden und wurden als solche ganz natürlich mit dem heidnischen Wesen und dem dämonischen Principe in Verbindung gebracht. Auf Waldbergen und Waldwiesen findet man nicht selten jene großen erraticen Gesteine, welche man noch heute Findlinge oder Wanderblöcke nennt, weil ihr Ursprung mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit weit von unserem Lande gesucht werden muß. Kein Wunder, daß diese Gesteine theils wegen ihrer oft grotesken Form, theils wegen ihrer scheinbar regelmäßigen Vertheilung, da sie sehr oft im Kreise zerstreut liegen, theils weil man an ihnen Spuren menschlicher Arbeit fand (Steinkisten, Opfersteine u. s. w.), theils endlich wegen ihrer unerklärbaren Entstehungsweise selbst die Phantasie auf sich zogen und das Volk die Sagen seiner Heimath, welche von Riesen und Rieken erzählen, mit ihnen und jenen ungeheuren Grabmälern, welche unser Land besetzt, in Verbindung brachte. So entstanden die Sagen von den Hünen und ihren Arbeiten. Aber sehr wenige von diesen sind primitive, ursprüngliche; es wurden vielmehr ältere Sagen den hiesigen Dertlichkeiten

angepaßt, wie es die in den letzten Jahren vielfach veröffentlichten Sagen-Sammlungen genügend beweisen. Dagegen aber boten die großen und vielen Seen Mecklenburgs der Entstehung neuer Sagen Raum; man bevölkerte diese mit Nixen und „Watermömmen“ (Wassermüttern), eine dem Volke noch gang geläufige Vorstellung, und knüpfte an das Leben dieser Phantasiegebilde, an die Seen und ihre Umgebungen neue Gestalten und Märchen. Die tiefen, s. g. grundlosen Seen, die „Teufels- und schwarzen“ Seen mit ihren versunkenen Kirchthürmen und in der Neujahrsnacht oder am Christ- und Ostertage noch immer klingenden Glocken, die Seen, aus deren Mitte sich kleine, geheimnißvolle, mit Schilf bewachsene Inseln erheben — diese sind es besonders, an welche sich die Sage knüpft. Doch auch letztere ist fast überall sehr erkennbar nach christlicher Vorstellungsweise gebildet. Endlich finden sich auch einige sehr alte Arbeiten im Lande, für welche eine genügende Erklärung heute noch kaum gefunden ist, Teufelsbrücken u. dgl., welche die Sage an sich zog. Der Spielraum fast aller Sagen ist ein sehr beschränkter, die Erfindung selten eine originelle. Wir fanden in einer vor etwa 2 Jahren erschienenen Sammlung finnischer Sagen solche, welche wörtlich wie hiesige lauteten, die uns vor vielen Jahren von alten Leuten erzählt waren. Die Sammlung mecklenburgischer Sagen vom Dr. Niederhöffer ist wegen ihrer Armuth an Erfindung scharf getadelt und in einem viel gelesenen süddeutschen Blatte wurde nicht undeutlich ausgesprochen, daß ein großer Theil von ihnen wohl erst dem buchhändlerischen Unternehmen seine Entstehung verdanke. Dies ist Beides ungerecht, die hiesigen Sagen sind einmal nicht anders. Jene Sammlung würde einen vortrefflichen Anhalt zur Vergleichung mit den Sagen anderer Völker geben, wenn nicht die Darstellungsweise eine so moderne wäre, daß sie ihre geringe Eigenthümlichkeit dadurch vollends einbüßten. — Aehnlich wie mit den Sagen, ist es mit allen jenen abergläubischen Sitten, Vorstellungen und Gebräuchen, welche sich noch sehr zahlreich im Lande erhalten haben. Wenige oder gar keine von ihnen weisen direct auf die wendische Bevölkerung zurück, obwohl sie zum Theil sehr alt sind. Eine dankenswerthe, umfängliche Zusammenstellung von ihnen findet man in Tisch, Jahrb. für

mekl. Gesch. 2c. Jahrg. XX. S. 140 ff. Wir bemerken zu dieser, daß manche Gebräuche, welche dort als „verschwunden“ aufgeführt sind, doch noch bestehen und daß besonders im südwestlichen Theile Mecklenburgs zwischen Ludwigslust, Dömitz und Lübbtheen manches Bemerkenswerthe conservirt ist.

Der Reichthum unserer Bevölkerung besteht in einer Prachtsammlung von Kraftausdrücken und Schlagworten voller Witz und Humor, kernfrischer Satyre, zwar nicht für empfindsame Nerven berechnet, aber recht eigentlich aus dem vollen Leben gegriffen. Mit besonderer Vorliebe macht man sich über die Stadtleute und städtisches Treiben lustig und zwar in der derben Volksweise, welche wohl zu der Bezeichnung „grober Bauer“ mit Veranlassung gegeben hat. Aber von einer Grobheit kann man mit Recht nicht sprechen; denn Derbheit und Forscheit ist noch keine Grobheit. Der Bauer fühlt das selbst recht gut und tröstet sich, wenn er solchen Vorwurf hört, mit den Worten: „Bi't Meßlaben ward'n de Händ'n hart.“ Was man an ihm als Grobheit tabelt, sei — meint er — nur etwas Aeußerliches. Darin hat er vollkommen Recht. Wenn er mit Jemandem nicht aus freiem Antriebe verkehren will, so hat derselbe nicht das Recht, ein herzliches Entgegenkommen von ihm zu erwarten; das würde gegen seine Natur sein. Auch andernfalls bleibt seine Sitte vielleicht noch ungehobelt, seine äußere Höflichkeit gering; er faßt vielleicht nur mit den Fingerspitzen an den Hut, als fürchte er, daß ihm „der Wind die Stoppeln abwehe“; aber der inwendige Mensch giebt sich doch allemal offen und zuverlässig. Wer den Bauern genauer kennt, der wird in ihm mehr wahre Höflichkeit, Zuverlässigkeit, Biederkeit und Treue finden, als sich unter einer geschliffeneren Außenseite häufig verbirgt, und in dieser Hinsicht ist es sein Stolz, ein „rechtschaffener“, d. h. ein ganzer Mann, ein Mann auf's Wort, zu sein.

Wie unsere Bevölkerung in der Rede zurückhaltend ist, so hat sie auch einen sehr entschiedenen Widerwillen gegen das Fluchen. Wenn man von dem süddeutschen Bauern sagt, daß er unter 50 Worten 12 Flüche ausstoße, so könnte man von dem unsrigen fast behaupten, daß er ebenso oft den lieben Gott anrufe. Dies legt gewiß ein Zeugniß ab von der Bieder-

keit seines Herzens und seiner Einfalt im guten Sinne des Wortes. Man hört allerdings hie und da einen Fluch; das junge Volk meint zuweilen, wenn eine Sache gar nicht gehen will, durch ein Kraftwort sich „die Kehle rein machen“ zu müssen. Aber selbst diese Ausdrücke sind doch immer noch gemäßiget und versteigen sich selten über „Dunnerwerer, Dunner un Hagel, Dülwel slah“ u. dgl., während das hitzigere Temperament des Süddeutschen auch hierin immer nicht hoch genug gelangen kann. Vor einem Menschen, welcher sich in wilder Rede gar zu oft die Kehle rein macht, haben unsere Bauern ein geheimes Grauen; „er ist ein Flucher“, sagen sie mit demselben Abscheu, wie wohl hie und da das Volk einen von Gott Gezeichneten betrachtet. Wie sich aber im natürlichen Menschen die Extreme berühren, so ist es auch hier; in der Hitze und im Zorn erkennt man den stillen, ruhigen Mann kaum wieder. Man sieht ihn in wahrer Berserkerwuth mit der Zunge, wie mit den Fäusten um sich schlagen, schäumen und toben, und leider greift er auch leichter zum Messer, als man erwarten sollte. Die Jahrmärkte und andere „Festlichkeiten“ geben reichliche Veranlassung zu Beobachtungen dieser Art, wobei man dann auch kann verstehen lernen, was zur Lusterhöhung des natürlichen Menschen beiträgt und beiläufig auch, was derbe Knochen zu ertragen vermögen.

Man begegnet zuweilen einer erstaunlichen Gedächtniskraft; wir haben Personen gekannt, welche die eben gehörte Predigt fast wörtlich zu wiederholen vermochten. Diese schöne Fähigkeit, die in minderm Grade ziemlich allgemein ist, wird natürlich wenig benutzt und dient höchstens dazu, daß sich außer dem Catechismus, der Bibel und einigen Gesangbuchgliedern die leidigen Drehorgellieder, Anekdoten, Erzählungen u. dgl. im Gedächtnisse erhalten. Es giebt Leute, die einen unerschöpflichen Vorrath von Erzählungen im Kopfe haben, die sie jedoch selten vor „Fremden“ hören lassen. Darauf thut man sich übrigens wenig zu Gute, denn es versteht sich ganz von selbst, daß alle Leute klug sind. Darum wird auch nicht der Klügste, sondern der Dumme im Dorfe „Klofhans“ genannt, mit besonderer Vorliebe heißt er so, wenn er ein bißchen „pimmelig“ ist. — Auch das musikalische

Gedächtniß ist sehr stark, das Volk übt sich eine Melodie, die es einmal gehört hat, leicht ein, singt zwar selten, aber spielt sie entweder auf der Harmonica nach oder flötet sie mit dem Munde. An stillen Sommerabenden, wenn die jungen Leute auf den Steinen vor der Straßenthüre sitzen, geht die Harmonica von Hand zu Hand und Jeder spielt sein Liebling mit großer Gewandtheit. Zu diesen Lieblibern gehört u. A. das Schleswig-Holstein-Lied, welches nicht nur gern gesungen, gespielt und geflötet, sondern auf den Erntebieren und anderen „Rösten“ auch leidenschaftlich getanzet wird. Das ist — beiläufig gesagt — die Wirkung einer wahren Volksmelodie, daß sie nämlich das Volk durch und durch ergreift. In jedem Dorfe finden sich Personen, welche aus eigenem Antriebe und oft ohne allen Unterricht ein Instrument spielen lernen, ja, wir kennen solche, welche sich die Violine, auf der sie spielen, selbst verfertigt haben. Der vierzehnjährige Bube beginnt damit, daß er den Baß streicht, und bringt sich dann allmählig bis zur Violine empor. Ein Künstler wird er zwar nicht, doch lernt er immer genug, um auf ländlichen Festlichkeiten spielen zu können. Von der Allgemeinheit der musikalischen Begabung legt es Zeugniß ab, daß überall gebrechliche Personen die Dorfmusci sind; dies ist insofern zu bedauern, als nun die körperlich Gesunden durch ihr Selbstgefühl abgehalten werden, ihre etwaigen Talente auszubilden. Dabei bleibt es jedoch immer zu bewundern, daß das Volk nicht singt und daß es, wenn es nicht anders Unterricht gehabt hat, durchweg schlecht singt, z. B. in der Kirche. Das Sprüchwort: „Der Sachse singt nicht“, ist zwar schon alt, aber es erklärt nicht, weshalb er nicht singen kann. In den mehrsten Fällen ist, was man Gesang nennt, süßlich nichts weiter als Geschrei: nur wenn die Mädchen Abends im Dorfe singen, hört man wohl einige melodische Stimmen und Lüne.

Von eigentlicher Bildung unter dem Volke kann nicht wohl die Rede sein, was man findet, beschränkt sich auf Lesen, seltener auch Schreiben und Rechnen. Vor noch nicht gar langer Zeit waren die ländlichen Schulen eigentlich nur Beaufsichtigungsanstalten der Kinder und das bishen Unterricht, was sie da erhielten, war Zugabe, die denn auch nach dem

bezahlt wurde, was sie werth war. Jetzt hat sich hierin jedoch Vieles geändert, fast überall wirken tüchtige Lehrer, und wenn man bedenkt, daß die Väter einen so geringen Unterricht genossen haben, muß man zugeben, daß der Fortschritt ein bedeutender ist und daß das Volk im Allgemeinen Lust zum Lernen habe. Ob es bildsam ist, muß erst die Zukunft lehren, verständig ist es jedenfalls. Der Verstand legt sich aber, wie man auch nach dem Wortsinne nur erwarten kann, größtentheils auf die praktische Seite; selbst die wenigen literarischen Berühmtheiten, welche Mecklenburg erzeugt hat, beweisen ihre reale Natur in ihren Schriften, was wir z. B. besonders deutlich an dem recht aus dem Volke hervorgegangenen Johann Heinrich Voß erkennen. Außer dieser Seite ist auch der Volkshumor tüchtig vertreten durch Christian Ludwig Piscow, einen der ersten aller deutschen Satyriker, und Ludwig Kortüm, den Verfasser der *Johsiade*, neben welchen man noch den wahrscheinlichen Verfasser der niederdeutschen Bearbeitung des *Meineke Vos*, den *Kostocker* Stadtschreiber Hermann Bardhusen, nennen könnte. Wir sehen von anderen Männern ab und nennen nur noch als Vertreter des musikalischen Elementes im Volke Friedrich v. Flotow und Hans v. Bülow. Bei allen neueren und noch lebenden Schriftstellern wird man die reale Seite der Auffassung und Darstellung nicht verkennen können. Wären die Künste, Malerei und Baukunst, nicht in einer Entwicklung begriffen, die ein präcises Urtheil noch nicht gestattete, so zweifeln wir nicht, das Gesagte auch als ihnen eigenthümlich erkennen zu können. Erfindungs- und Gestaltungs-Talent liegt dem hiesigen Volke viel ferner und seine Abwesenheit wird bei sonst guten Leistungen bekanntlich nicht selten zum Tadel. Dagegen aber ist es geneigt, sich zu vertiefen, eine Neigung, die sich bei dem Ungebildeten durch grübelnden Tiefsinn bemerklich macht. Der blinde Dichter *Loke* charakterisirt die Verschiedenheit zwischen dem Lebensfrohen und genußliebenden Süddeutschen und dem grübelnden Norddeutschen in folgendem Gedichte, welches mitzutheilen wir uns nicht versagen können, obwohl es etwas zu scharf lautet und uns die Worte nicht völlig im Gedächtnisse sind. Er sagt etwa Folgendes:

An einem Baum, beladen mit süßer Früchte Last,
 Grub jüngst ein finst'rer Hamster mit ungestümm'r Gast,
 Indesß an seinen Früchten Eichhörnchen eifsig nagt
 Und, was er denn da mache? zum Gräbler niederfragt.

„Ich will — versteht der Hamster, tiefsinnig wie im Traum,
 Der Wurzeln Krafterspäh'n von diesem Wunderbaum.“ —
 „Du Thor — erwidert jenes — ganz anders, traun! denk' ich.
 Was kümmern dich die Wurzeln? Lab' an den Früchten dich!“ —

Als eine Extravaganz dieser tiefsinnigen Grübeleien treten in Mecklenburg die „Klugen Leute“, grübelnde Schäfer und andere Personen dieses Schlages auf, welche aber trotz aller Grübeleien sich ebenfalls der praktischen Weise zuwenden und nicht, wie anderswo, Sectenstifter und Propheten, sondern Wunderdoctoren werden. Es hat wohl ein Jeder erfahren, wie sich der Ruf solcher Personen ausbreitete, wie Kranke früher meilenweit, selbst auf Schiebekarren, herangebracht wurden, bis auch bei dem Volke sogar die praktische Seite wieder durchschlug, bis auf die natürliche Hineigung zum Wunderbaren — und zwar ziemlich schnell — Enttächtung folgte und trotz allen Geschreies das Wunder sich schnell erledigte. Diese Realität ist eine sehr gute Seite bei einem hauptsächlich Ackerbau treibenden Volke; sie nöthigt dasselbe, sicher — wenn auch langsam — zu gehen und sich von aller Schwindelei fern zu halten. — Wenn einmal eine Periode kommt, wo Mecklenburg bedeutende Männer erzeugt, werden diese sich auszeichnen durch Geistesstärke und Verstandeskraft.

Die Bauwerke.

Niemand empfiehlt es als ein sehr dankbares Unternehmen, daß man den Geist einer Bevölkerung an seinen Kunstwerken, namentlich an seinen Bauten studire. Er findet in diesen die Kistkammern, in welchen die Schätze des Kunstgeistes aufbewahrt seien. Aber Denkmale der geistigen Bildung eines Volkes überhaupt sind besonders seine Bauwerke nur

in sehr bedingtem Maße, theils weil viele von ihnen fast allein aus dem alltäglichen Lebensbedürfnisse hervorgehen und auf der Grundlage der Zweckmäßigkeit errichtet sind, theils weil man selbst bei den vorzüglicheren Werken dieser Art selten wird unterscheiden können, was davon einem Volke eigenthümlich und was ihm zugebracht ist. Ueberhaupt stehen die mehrsten hervorragenden Erzeugnisse dieser Art mit dem eigentlichen Volke fast ohne Zusammenhang und sind höchstens Merkmale des Kunstsinnes einzelner Weniger, vornehmlich der Fürsten. Dabei mag es sich denn immerhin zeigen, daß die Bauweise eines Landes etwas für dasselbe Charakteristisches besitzt, wie es auch in unserem Mecklenburg der Fall ist. Dies gilt es vor Allem zu finden und zu deuten. In den Jahrbüchern für mecklenburgische Geschichte und Alterthumskunde findet sich hiezu ein durch den Archivrath Dr. Lisch fleißig gesammeltes ausgezeichnetes Material, welches freilich sehr umfangreich und vollständig ist, aber auch für eine kurze Schilderung zur Grundlage dienen mag.

I. Die Kirchen

eines Landes, zumal die älteren, sind es, auf welche sich zunächst der Blick richtet; sie sind die redenden Zeugen jener geheimnißvollen Innigkeit und Macht, durch welche des Menschen Geist glänzende Werke erschafft, die ihre Strahlen wieder auf den Geist des Volkes zurückwerfen. Wir besitzen in Mecklenburg solche Werke, welche „durch den hohen Grad ihrer Vollendung und künstlerischen Harmonie an die berühmtesten Kirchen des Rheines“ erinnern, welche noch heutigen Tages ihre mächtige Wirkung auf alle Gemüther ausüben und das künstlerische Bewußtsein und Schaffen in vielen Kreisen anregen und fördern. Denn nichts ist so sehr geeignet, den Sinn des Volkes zu läutern und zu erheben, als gerade die kirchlichen Bauwerke. Deshalb ist das ernste Streben, welches die Gegenwart nach dieser Richtung hin kundgibt, der vollsten Theilnahme würdig, welche es fast allgemein findet.

Als die deutsche Einwanderung in das bisher von Slaven bewohnte Land stattfand, erhoben sich die Klöster als die ersten Burgen der Coloni-

sation. Nachdem das Land, wie Helmoltz sagt, christlich geworden, wurden die Kirchen erbauet, welche — zum Theil mit späteren An- und Ausbauten — noch heute als Prachtdenkmale jener Zeit dastehen. Von den Klöstern aus entstanden viele der kleineren Kirchen des Landes, meistens in einer sehr guten Form und Bildung. So lange die katholische Zeit währte, legte man immer ein großes Gewicht auf die äußere und innere Vollendung und Ausschmückung der Gotteshäuser; erst kurz vor und mit der Reformation baute man nachlässiger und in einem schmuckloseren Style, und als die auf die Reformation folgenden verheerenden Kriege beendet waren, als viele Kirchen des Landes ganz oder theilweise in Trümmern lagen, da hatte man, wie es nicht anders sein konnte, nur noch für das Nothwendige Sinn. So sind die jüngeren Kirchen fast durchweg von geringerem Werthe, als die älteren, und man könnte geneigt sein, das Sinken der Baukunst stufenweise von der früheren zur späteren Zeit nachzuweisen. Dabei darf man aber nicht unberücksichtigt lassen, daß in einer Zeit des Nothstandes, wie ihn Mecklenburg im 30jährigen und 7jährigen Kriege durchmachte, der dann noch durch mancherlei innere Verwickelungen vermehrt wurde — daß zu solcher Zeit überall ein höheres Streben mit Nothwendigkeit unterdrückt sein mußte.

Im achtzehnten Jahrhunderte, als sich die Verhältnisse ruhiger gestalteten, richtete sich der Blick wieder auf die gewiß damals sehr üben, theilweise verfallenen Gotteshäuser, und es entstand die Sitte des s. g. „Aufputzens“ der Kirchen, die sich jedoch weit über Mecklenburg hinaus erstreckte und eine allgemeine Kunstcalamität wurde. Was die Pfalz z. B. in dieser Hinsicht lieferte, erzählt Niehs; die mecklenburgischen Künstler blieben aber in ihren Leistungen nicht zurück und gewiß hat mancher gesehen, wie die Kirchen restaurirt wurden. Da hatte man ein förmliches Schema: geweißte Wände mit gelb und blau gestreiften Rippen, „hübsch bunten“ Choren mit pausbackigen trompetenden Engeln und darüber das wohlgefällige dealbatum atque depictum. Leider hat diese Sitte des Ausweißens der Kirchen viel Würdiges und Werthvolles vernichtet; sonst war sie doch immer das erste Zeichen eines zwar auf Abwege gerathenen, aber

doch sich zur Thätigkeit erraffenden Sinnes, der Freude gewann an der Ausschmückung des Gotteshauses. Das Streben der Gegenwart, welches auf eine minder unnatürliche Herstellung der Kirchen gerichtet ist, ging aus jenem hervor, wie aus dem Irrthum die bessere Einsicht. Dem jetzt regierenden Großherzoge hat Mecklenburg darin Vieles zu danken; die in neuester Zeit restaurirten Kirchen werden würdige Denkmale Seiner Regierung bleiben, und schwerlich kann ein Fürst in seinem Lande sich erhabenerer äußere Denkmale gründen. Noch wird da immer fleißig gearbeitet und gerüstet, aber es ist auch noch Manches wieder gut zu machen.

Das Charakteristische der Baukunst in den Ostseeländern zwischen Elbe und Oder ist, daß das Material, mit welchem man baute, die Ziegelsteine sind. Die Ziegel-Architektur sowohl der kirchlichen wie der weltlichen Gebäude bildet eine diesen Ländern „eigenthümliche und sehr reiche Gruppe“, welche neuerdings die Aufmerksamkeit der Forscher und Künstler in sehr hohem Grade erregte und zu Nachahmungen veranlaßte. Zur Ziegel-Architektur gehören die würdigsten Denkmale der Baukunst in Mecklenburg, zu ihr die schönsten ältesten Kirchen des Landes. Die Gruppe der mecklenburgischen Kirchen beginnt mit dem alten schönen Dome zu Ratzeburg vom Jahre 1154, der in Basilikenform mit stark hervorspringenden Kreuzarmen erbaut ist. An diese Form schließt sich die Mehrzahl der Landeskirchen, sie wird für dieselben charakteristisch, während die Kirchen in Preußen und der Mark drei gleich hohe Schiffe und ein einfaches Langhaus haben. (Risch, Jahrb. XIV. S. 381.) Der Ratzeburger Dom ist im Rundbogen-Style erbaut; ihm folgen in gleichem Style die alten Ziegelkirchen zu Vietlütbe, Gadebusch, Wittenburg und Lübow (bei Wismar). Weiter dringt dieser Styl von Westen nicht vor; im östlichen Theile des Landes finden sich jedoch noch die Rundbogen-Kirchen von Gr.-Wokern bei Leterow, Dambeck bei Ribbel und wahrscheinlich auch die in Ruinen liegende Kirche zu Papenhagen bei Malchin. Letztere drei waren ganz aus Feldsteinen erbaut, selbst das kuppelartige Chorgewölbe der Kirche zu Gr.-Wokern besteht aus solchen Granitsteinen, welche man als erratische Blöcke so häufig über das Land zerstreut findet. Nur die jüngeren Anbauten dieser Kirchen

bestehen aus Ziegeln. Diese Rundbogen-Kirchen sind (Risch, Jahrb. XXIII. S. 310) Zeugen von dem Einbringen des Christenthums in Mecklenburg; sie deuten die Wege an, auf welchen dasselbe sich im Lande ausbreitete. Westwärts kam es nämlich vom Rheine her und setzte sich zunächst in Ratzeburg fest, ostwärts kam es vom Bisthum Camin, zu welchem Gr.-Wokern, und vom Bisthum Havelberg, zu welchem Dambek gehörte. Auf dieselben Wege deutet auch der Baustyl der Kirchen zurück; der Rundbogen-Styl verschwindet zu dieser Zeit und es folgt ihm der Uebergangsstyl für kurze Dauer, der endlich in dem reinen Spitzbogenstyl zur Vollendung kommt.

Mit dem Spitzbogen erreicht auch in Mecklenburg die Baukunst ihre höchste Vollendung; „die Verhältnisse dieser Bauten zeigen in der äußeren wie in der inneren Architektur eine äußerst seltene Schlantheit und fesseln durch die Kühnheit ihrer Glieder“ — um so bemerkenswerther, als das Material auch zu diesen Gebäuden in gebranntem Thon (Ziegeln) besteht. Das Mittelschiff in den Kirchen zu Rostock und Wismar, in den Domen zu Schwerin und Lübeck steigt, nach des Oberbauraths Stillers Behauptung (Risch, Jahrb. XIV. S. 381), mit einer den Kölner hochberühmten Dom noch übertreffenden Kühnheit empor. Der Chor ist in diesen Kirchen, wie im Kölner Dom, mit einem Kranze von Kapellen umgeben, einfach und ernst dagegen ist das Stabwerk der sehr langen und schmalen Fenster gehalten. Die genannten Kirchen sind leider nicht ganz in gleichem Style vollendet, hie und da durch spätere Anbauten corrumpt, und den mehrsten fehlt die einst vorhanden gewesene Thurmspitze, ein Umstand, der bei aller ihrer architektonischen Vollendung doch das Erfassen ihrer hohen Schönheit und Größe behindert und beeinträchtigt.

An der Spitze aller dieser kirchlichen Bauwerke steht die wunderschöne Kirche zu Doberan, welche glücklicherweise in jeder Hinsicht vollendet und vor der Verschönerung der jüngeren Zeit bewahrt geblieben ist. Ihr nahe steht die ebenfalls im reinsten Spitzbogenstyle erbaute und vollendete Marienkirche zu Neubrandenburg; beide Kirchen sind aus Ziegeln erbaut. In ihrer inneren Klarheit, ihren hohen, trotz der Glasmalereien hellen Fenstern, ihren aufstrebenden Pfeilern und kühnen Wölbungen sind sie dem

Beschauer ein Bild von dem Aufstreben des Geistes zum Lichte, während der Rundbogen in seiner Masse und größeren Breite mehr den Eindruck macht von der auf Fels gegründeten Kirche. „Die Doberaner Kirche ist eine der vollendetsten in den Ostseeländern und sicherlich die sprechendste von allen. Obwohl sie in ihrer jetzigen Gestalt noch Reliquien eines früheren (untergegangenen) Baues im Rundbogenstyle zeigt, ist sie dennoch ganz aus Einem Geiste hervorgegangen und erfüllt den Beschauer mit der völligen Befriedigung ungetheilter Einheit.“ —

„Die Feldsteinkirchen aus der Rundbogen-Zeit waren, um das Unebene ihres Materials dadurch zu verdecken, ursprünglich wohl ganz und gar bemalt, die Spitzbogenkirchen mehr nur in den Gewölben und Gurtbögen, obwohl es solche giebt, welche durchgehends bemalt worden sind. In der Regel aber stehen die großen Kirchen der letzteren Art in ihren bedeutenden Wandflächen im Rohbau“ und die Malerei der übrigen Theile schloß sich der Nachahmung der letzteren an, um ein ganz Ungetheiltes zu schaffen. So diente die Malerei überhaupt nur dazu, um die Gleichförmigkeit des Ganzen herzustellen; aber die Farbe des Rohbaues gehört eigenthümlich zu dem Baustyle und wurde selbst in größeren Flächen dann nachgeahmt, wenn dieselben durch irgend einen Zufall vernutzt oder beschmutzt waren. Von den Feldsteinkirchen der Rundbogen-Zeit trug man die Bemalung auf die aus Ziegeln gebauten Rundbogenkirchen über und sie blieb wahrscheinlich auch während der Zeit des Uebergangsstyles für die ganzen Kirchen Sitte.

Man schmückte ferner die Fenster mit Glasgemälden, auch die Wände, wo es möglich war, mit Gemälden und ebenso die geputzten Bogengewölbungen mit Malereien und vielfarbigen Ornamenten. Daneben verzierte man die reich geschnitzten Altäre stark mit Gold, welches mit der dunkelbraunen Ziegelfarbe eine mächtige Wirkung hervorbringt. Mit dem Golde hob man die vorzüglichsten Heiligthümer strahlend hervor, mit welchem Erfolge, das kann man in der Kirche zu Doberan überrascht erkennen. Das Außere dieser Ziegelnkirchen wurde, wo ein Schmuck stattfinden sollte, einfach mit schwarz oder grün glasierten Ziegeln durchbrochen. So ist es neben der Kühnheit, mit welcher die scheinbar aus schwachem Material

verfertigten Pfeiler und Mauern aufsteigen, die Einfachheit und Harmonie, was diese Kirchenbauten auszeichnet. In Süddeutschland trifft man zahlreiche Stein-Monumente, welche diesen Kirchen Mecklenburgs fast gänzlich fehlen, auch in den Ziegelbauten der benachbarten Länder sehr selten sind. Das ist den glatten Wänden derselben angemessen, auch fehlen den Ostseeländern passende Steinbrüche. Der Metallschmuck aber ist eigenthümlich, nicht nur der Goldschmuck der Altäre, sondern auch der Schmuck der Gräber mit Metallplatten, die aus Messing oder Kupfer, aber nicht aus Bronze bestehen. (Lisch, Jahrb. XVI., S. 303 ff.) Man nahm in den alten Zeiten große schwedische Kalksteinplatten, in welche man die Darstellungen in Linien eingrub. Mit dem Anfange des 16. Jahrh. arbeitete man diese auch en relief aus. Daneben begann man seit dem 14. Jahrh. die Gräber mit Messingplatten zu belegen, deren Oberfläche man polirte, die darzustellenden Gegenstände mit starken Umrissen abgrub und den Grund in solcher Weise vertiefte, daß die Darstellungen in glatter Fläche stehen blieben. Dieser Platten, welche Lisch den „Messingschnitt“ nennt, giebt es sehr wenige und sie sind als Kunstwerke sehr beachtenswerth. Lübeck war vielleicht die Heimath dieser Kunst; die schönste und größte Platte, eine Doppelplatte auf den Gräbern der Bischöfe Gottfried und Friedrich v. Bilkow, bewahrt der Dom zu Schwerin. Ueber das 14. Jahrh. scheint der Messingschnitt nicht hinauszugehen, ihm folgte der Kupfer- und Messing-Stich, der seine höchste Blüthe im 15. Jahrh. erreichte. Letzterer bestand darin, daß man die Umrisse der darzustellenden Gegenstände, je nach Licht oder Schatten mehr oder minder kräftig eingrub, den Grund aber stehen ließ. Diese Platten wurden also gravirt, aber noch häufiger ließ man die Darstellung einzelner Theile in Steinplatten ein, und solche Gravirungen — theilweise in sehr reicher Arbeit — finden sich häufig.

II. Die fürstlichen Schlösser.

Von den kirchlichen Bauwerken blicken wir zunächst auf die fürstlichen Schlösser in Mecklenburg, welche sich gleich jenen als ausgezeichnete Bauten der Ziegel-Architektur darstellen. Auch sie sind von Lisch theils in den

Zahrbildern, theils in Mecklenburg in Bildern ausführlich und vortreflich beschrieben; wir geben über dieselben nur einen kurzen Ueberblick mit Rücksicht auf das bei ihrer Bauweise Eigenthümliche. Dies besteht in dem an ihnen zur größten Vollendung gekommenen Ziegelschmucke; denn wie die Kirchen die ernstere, so repräsentiren die fürstlichen Schlösser die heitere Seite der Ziegelbaukunst. Jener Schmuck besteht in Relieifarbeiten, welche „an diejenigen der italienischen Pracht-Ziegelbauten erinnern“, aber — wie Tisch nachgewiesen hat — doch dem nördlichen Deutschland eigenthümliche Kunstproducte sind. Sie finden sich in größter Anwendung an den fürstlichen Schlössern zu Wismar und Gadebusch und „bilden einen bestimmten Styl des 16. Jahrh., welcher besonders in Mecklenburg durch niederdeutsche Baumeister zu unverkennbarer Ausbildung gelangte.“ Der Kunstkenner Kugler hält diese Arbeiten für Nachbildungen der italienischen Erzeugnisse, aber das sind sie nicht; für ihren Werth aber sprechen die Bemühungen Schinkel's und Stüler's, diesen Styl wieder zu Ansehen und Geltung zu bringen. Bei dem neuen Großherzoglichen Schlosse zu Schwerin ist dieser Thonschmuck in reicher Weise verwandt worden. Es besteht derselbe in Relieifarbeiten verschiedener Art und großen Medaillons aus gebranntem Thone, welche oft von ausgezeichnete Arbeit und bedeutendem Kunstwerthe sind. „Sie finden sich an den alten Schlössern zu Tausenden in den verschiedensten Motiven und sind oft auch bemalt, indem der vertiefte Grund blau gefärbt wurde, während man die Reliefs, die erhaben dargestellten Gegenstände vergoldete.“ Die Kunstweise selbst übertrug man auch in das Innere der Häuser; das Schloß zu Wismar, bisher der vollendetste Repräsentant des Renaissance-Styls in Mecklenburg, zeigt solche „mit Thonreliefs geschmückte, gemauerte Säulen und sich auf diese stützende Rippen reicher Sterngewölbe.“ Auch an den Stubenöfen findet man sehr häufig solche Relieifarbeiten, welche in allen Farben glasirt und von denen die älteren oft von sehr tüchtiger Arbeit sind. Das Residenzschloß in Schwerin, welches die Bestimmung hatte, auch die waterländische Kunst nach allen Seiten hin zu vertreten, mußte aus diesem Grunde gerade diesen besonders in Mecklen-

burg gepflegten Kunstzweig in dem Maße, wie es geschehen ist, zur Anschauung bringen. Das Residenzschloß stellt die weltliche Ziegelbaukunst in ihrer höchsten Vollendung dar, es leitet den Kunstsin auf die Bahn seiner geschichtlichen Entwicklung zurück, daß er auf dieser Grundlage sich weiter entfalte.

Darin lehnt es sich an das Schloß zu Wismar, welches für den Renaissance-Styl eine Epoche nur beginnen konnte. Wenige Jahre später entstand das ausgezeichnet schöne, durch weise Massenvertheilung vielleicht das schönste der mecklenburgischen Fürstenschlösser, dasjenige zu Güstrow. Dies architektonische Streben aber wurde unterbrochen durch die Bedrängnisse der damaligen Zeit, welche, wie wir schon oben erwähnten, der Kunstentwicklung hindernd entgegentraten. Vom Beginne des 17. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, wo das sehr tüchtige, außen mit pirnaischem Sandstein bekleidete Schloß zu Ludwigslust entstand, und — etwas früher — auch das Schloß zu Neustrelitz erbaut war, ist in dieser Hinsicht kaum etwas Bedeutendes geleistet, und mit Rücksicht auf die späteren Leistungen im Allgemeinen kann es nur von Vortheil sein, daß der Blick auf jene vorzüglichen älteren Werke zurückgeführt werde. Denn neben dem wirklich Künstlerischen, von welchem wir bisher gesprochen, zeichnen sich dieselben auch durch eine unzerstörbare Gediegenheit aus, welche in unserem nördlicheren Lande nicht bedeutungslos ist.

Baumaterial vortrefflicher Art lag in den erratischen Blöcken, welche unsere Fluren bedecken, den Baumeistern in größter Nähe; aber nicht mit ihnen, sondern mit dem Lehme, den sie freilich auch nicht weit zu suchen brauchten, aber doch bereiten, bilden und brennen mußten, schufen sie ihre Bauten. Der Grund liegt darin, weil sie wußten, daß sie mit diesem Material Dauerhaftes schaffen würden. Und das geschah in der That: die Ziegel der älteren Bauten sind eben so vorzüglich, wie der Mörtel unzerstörbar; mit Beidem konnten sie Werke schaffen, die vollendet waren und die Kühnheit vielgepriesener Kunstwerke übertreffen. Ziegel und Mörtel bildeten sie zu einem so festen Ganzen, daß es unverrückbar wurde und sie konnten getrost schwere Gebäude auf einem schwachen, nur mit etwa

2 Fuß hohen Etern- und Eichenschleeten belegten Moorboden errichten, wie es in Meissenburg wirklich geschehen ist (z. B. bei dem alten Schlosse in Schwerin). Sie wagten aber noch mehr, indem sie nur die äußeren Lagen der Mauern wirklich mauerten und die hohlen Zwischenräume mit Steinen und Schutt ausfüllten. Solche Gebäude standen dennoch Jahrhunderte lang tüchtig da. Diese Festigkeit der alten Bauten ist Gegenstand mannigfacher Forschung gewesen; das Geheimniß derselben soll darin liegen, daß die Alten die Ziegel und den Kalk, welchen sie verbrauchen wollten, an Ort und Stelle brannten und dann sogleich verwandten. Jede Baustelle hatte ihre eigene Ziegelei und Kalkbrennerei; die Ziegel wurden sogleich nach dem Brennen verbraucht, der Kalk sofort gelösch, man ließ ihn nicht erst Jahre lang in Gruben umherliegen, in welchen er seine bindende Kraft verlieren soll. Auch rieben die Alten ihre Ziegeln nicht ab, sondern mauerten dafür mit größerer Sorgfalt; denn durch das Abreiben wird die gerade am meisten gehärtete Oberfläche der Steine mehr oder weniger zerstört und das weichere Innere derselben dem Einflusse der vernichtenden Luft ausgesetzt. Ausführlicheres über diesen Gegenstand findet man in Lisch, Jahrb. XV., S. 324 ff.

Die drei Kunstepochen des Rundbogen-, des Spitzbogen- und des Renaissance-Styls stehen in schönen Bauwerken aufbewahrt. Für den Rundbogen-Styl ist der Dom zu Ratzeburg, für den Spitzbogen-Styl der Dom zu Schwerin, die Kirchen zu Doberan und Neubrandenburg, für den Renaissance-Styl das Schloß zu Wismar maßgebend. Die beiden ersteren haben dem Lande eine Nachkommenschaft schöner Bauwerke geliefert. Der Rundbogen ist jedoch nur in wenigen Kirchen ganz, häufiger nur in einzelnen Theilen später restaurirter Kirchen erhalten; der Spitzbogen reicht in die Neuzeit und steht in seiner Vollendung auch ferner als vollgültiges Muster. Das Schloß zu Wismar hatte nur eine Epoche an, welche gewaltsam abgebrochen wurde, bis die neueste Zeit an ihr vollendend wieder anknüpfte in dem Schlosse zu Schwerin.

Was aber alle diese Bauwerke auszeichnet, das ist die strenge Einfachheit und ernste Eleganz, der praktische Realismus, welcher mit wenigen

Mitteln seinen Zweck zu erreichen weiß und bis zu der äußersten Grenze fortschreitet, zu der seine Mittel reichen. So entstanden die massiven, aber hohen und schlanken Säulen und Mauern, die einfachen Wände, der durch nichts zu übertreffende edelste Goldschmuck. Ueberall ist weises Maß, nichts Ueberladenes, sowohl in den ernstern Gotteshäusern, wie in dem heiteren Schmucke der weltlichen Gebäude.

III. Die Städte.

Die Bauweise in den Städten war ursprünglich dieselbe, wie sie in den ältern Dörfern noch herrscht; das alte Haus war ein Giebelhaus, mit der Giebelfronte straßenwärts gekehrt und mit einem sehr großen hohen Strohdache. Mit der Mehrzahl dieser ältesten Häuser sind nun zwar auch die Strohdächer verschwunden, aber Giebelhäuser giebt es noch genug, gewiß in manchen Städten noch solche, welche in der Weise der frühesten Häuser erbaut sind. Darauf scheint wenigstens das hohe weite Dach und die innere große Räumlichkeit namentlich der Dielen hinzudeuten. Denkt man sich diese Häuser mit Strohdächern versehen, so erhält man in der That Gebäude, welche sich eng an die Bauweise der Dorfhäuser schließen.

In den Seestädten Rostock und Wismar entwickelte sich der Baustyl der Giebelhäuser auf eine höchst beachtenswerthe Weise; es sind uns noch manche derselben aufbewahrt. Das eigentliche Haus ist nur niedrig, höchstens hat es zwei Geschosse und dann beginnt das hohe spitze Dach. Dies Dach aber wird durch die zur Straße gekehrte Giebelfronte verdeckt, welche in schön geschwungenen Seitenrundungen sich erhebt und statt der Spitze gewöhnlich in einer gleichen Rundung endigt. Solcher Rundungen giebt es von der Seitenwand des Hauses an zwei bis vier, die durch sie beschriebene Fläche hat statt der Fenster gewöhnlich Blendfenster („Lufen“), welche mit vorspringenden Reliefs eingesaßt sind. Diese Blendfenster sind deshalb da, weil die Dachräume der alten Häuser, welche jetzt oft zu Wohnungen eingerichtet sind, früher zur Aufnahme von Kaufmannsgütern, namentlich Korn, welches große Räumlichkeiten erfordert, bestimmt waren; sie dienen

also als Luftthüren für die Speicher. Die noch erhaltenen älteren Häuser haben wenig von ihrer Eigenthümlichkeit verloren, prangen jedoch leider gewöhnlich in einem modernen Delanstrich, welcher ihrer Bauweise fremd ist. In Wismar standen vor wenigen Jahren noch die mehrsten Giebelhäuser im Rohbau und machten auf den Beschauer einen sehr wohlthuenden Eindruck.

Auch im Innern sind diese Häuser in hohem Grade bequem und wohnlich eingerichtet, wenn auch nach unseren jetzigen Begriffen die fast das ganze Hinterhaus einnehmende Flur nicht zu den Annehmlichkeiten gehören mag. Das aber war eine Folge des ausgebreiteten Handels, welcher sichere Niederlagen nothwendig machte, und diese geringe Unannehmlichkeit — wenn es solche ist — wurde doppelt ersetzt durch die solche Bauart, welche im Winter warme und im Sommer kühle Wohnungen erzeugte, in denen jenes gedämpfte Licht herrscht, das so wohlthätig und behaglich auf das Gemüth wirkt und eine angenehme Ruhe verursacht. Dadurch unterscheiden sich jene älteren Häuser durchaus von den heutigen, in denen die Ueberfülle hoher und weiter Fenster eine zu große, den Geist in steter Aufregung erhaltende und dadurch störende Masse von Licht unterhält. Dies und die meistens jetzt weit dünneren Wände sind kein Vorzug der heutigen Bauart; letztere haben zur Folge, daß die Wohnungen im Winter ebenso fürchterlich kalt sind, wie sie im Sommer jeder Sonnenstrahl durchwärmt.

Wer diesen Unterschied zwischen dem neuen und dem alten Hause gleichgültig betrachtet, der weiß nichts von dem innigen Zusammenhange, der zwischen dem Menschen und seinem Hause, zwischen dem Heim und der Sitte besteht. Das alte Haus sammelt das Leben nach innen, das neue treibt dasselbe nach außen, jenes in die Familie, dies auf die Straße. Wir wissen wohl, daß die Gegenwart ein Herauskehren aller Kräfte des Ich verlangt und haben durchaus nicht die Absicht, nur zu tabeln, wenn wir den Zusammenhang der Dinge um und neben uns untersuchen. Doch läßt sich ein Bedauern darüber nicht unterdrücken, daß das Leben im Hause, mit welchem das persönliche Sein und Schaffen in allergeuäestest Ver-

bindung steht, bis in seine tiefsten Fasern hat angegriffen und nur zu oft zerrissen werden müssen, um der Neuzeit zu ihrem Dasein und zu ihrem Rechte zu verhelfen. Das moderne geradlinige und fensterreiche Haus steht hinter dem älteren in dieser Hinsicht unbedingt zurück und folgt ja auch gewöhnlich nur dem Zwecke, möglichst viele Miethe zu sichern. Auch für die größere Schönheit des heutigen Baustyls fehlt gewiß Manchem mit uns der Sinn.

Jedes Haus war früher für den Besitz einer einzigen Familie bestimmt, während man jetzt bemüht ist, in jegliches wo möglich eine ganze Colonie einander meistens wildfremder Menschen einzuschachteln. Muß dies nicht auf das Wesen und die Lebensweise dieser Menschen zurückwirken? Die Gegenwart hat eigentlich gar kein Haus und das scheint sie auch instinctiv zu begreifen. Denn während das eigene Haus, der eigene Herd der Ort sein soll, wo sich der Mensch im Kreise der Seinigen am wohlsten befindet und am liebsten verweilt, so lebt die jetzige Welt zumeist auf der Gasse und im Wirthshause. Sie würde dies doch wahrscheinlich nicht thun, wenn es ihr hier eben nicht am wohlsten wäre. Die Straße hat ihre Bedeutung erst der Neuzeit zu danken; früher war sie weder zum Spazierengehen oder zum „Bummeln“, noch zur Antichambre bestimmt, sondern einfach für den Verkehr und nur für diesen berechnet. Ein freier Platz, der Markt, genügte für den Handel; die übrige Stadt schloß sich um so enger und freundschaftlicher aneinander, je mehr der Raum im Inneren der Häuser dem Lebensbedürfnisse genügte. Deshalb die engen Straßen in den älteren Theilen der Hansestädte, aus welchen sich ebenso natürlich der heutige Verkehr abgewandt und in die neuen breiteren Straßen gezogen hat.

Ob und inwieweit sich die höhere Giebel-Architektur (mit gerundeten Giebelseiten) in die Landstädte verbreitet hatte, ist wohl nicht mehr ganz sicher zu bestimmen. Denn obwohl sich noch zahlreiche Giebelhäuser in denselben vorfinden, so zeigen diese doch nur geradseitige Dächer, entweder mit kleinen Fenstern bis in die Spitze oder mit Blendfenstern in den oberen Räumen. Man findet noch ganze Straßen, welche aus solchen Häusern bestehen, die

mit einer fast unerschämten Gemüthlichkeit vor- und nebeneinander vor-
springen und sich allen Ecken und Winkeln des Terrains möglichst anbe-
quemen. An diese Häuser schließt sich der Baustyl der ein- und zwei-
stöckigen, geräumigen, ihre Breitseite mit nicht sehr vielen, aber großen
und hellen Fenstern der Straße zuzehrenden Wohnungen, die im Ganzen
solide gebauet und gemüthlich sind. Denen folgt die neuere Bauweise der
hohen, geradlinigen und fensterreichen Häuser, welche schnurgerade Straßen
bilden und gewöhnlich mit heller Farbe gemalt sind. Sehr zahlreich finden
sich diese Häuser in Schwerin, wo sie mit der schönen sie umgebenden
Natur einen freundlichen Contrast bilden und nicht so unangenehm scharf
hervortreten, wie in manchen anderen, baum- und wasserleeren Städten.

Die Lage der Städte wurde im Allgemeinen dadurch bestimmt, daß
sich in ihrer Nähe ein bedeutenderes Wasser befand, welches entweder den
natürlichen Verkehrsweg bildete, oder einen besonderen Reichthum an Fischen
besaß, oder — was eine sehr wichtige Rücksicht für unsere Vorfahren
war — die Anlage von Mühlen gestattete. Deshalb findet man die Städte
gewöhnlich in den tiefer gelegenen Orten erbauet, namentlich ihre älteren
Theile, während innerhalb derselben für die Kirchen gern ein höher gele-
gener Punkt ausgewählt wurde.

IV. Die Dörfer.

Der Charakter unserer mecklenburgischen Dörfer ist viel bestimmter
ausgeprägt, als derjenige unserer Städte. Letztere mit ihrem theilweise
sehr umfangreichen Ackerbau sind oft halbe Dörfer, erstere aber, auch wenn
sie die Jahrmartsgerechtigkeit besitzen, sind niemals halbe Städte. Das ist
natürlich, denn die Dörfer gerade sind die Bewahrerinnen althergebrachter
Scheidungen und Sitten, und ihre Bewohner sind mit sehr wenigen Aus-
nahmen, was sie immer waren, Bauern. Dadurch unterscheiden sie sich
sehr bestimmt von den Dörfern Süddeutschlands, in welchen ländliche Hand-
werker mancherlei Art floriren, die den ganzen ursprünglichen Dorf-
charakter vermischt haben. Die echt germanische Geschlossenheit — nicht
Abgeschlossenheit — mußte sich zumal in einem Ackerbau treibenden Staate

lange in ihrem ganzen Umfange erhalten; sie gründete die fässigen Bauersschaften, wie sie selbst auf dem Boden des Familienbesitzes erwuchs. Hin und herwandernde Bauersschaften, Verkauf des Besitzes u. s. w. giebt es in Mecklenburg erst seit neuester Zeit, wo die von früher überkommenen Verhältnisse, theils auch aus staatswirthschaftlichen Gründen, mehr und mehr gelockert wurden. Auch der Umstand, daß die Theilung des Grundbesitzes hier nur bei größeren Gütern stattfinden kann, hat viel zu der Stabilität dieser Verhältnisse beigetragen.

Jene Geschlossenheit begreift nicht nur die Bewohner in ihren Lebens-, sondern auch die Dörfer in ihren Wohnungs-Gemeinschaften. Jedes Dorf ist ein für sich abgeschlossenes Ganze. Das zeigt sich meistens schon in der äußeren Bauart, welche sich an die Kreisform schließt, in der Mitte mit einem rundlichen freien Platze, dem Markte, auf welchem in Kirchdörfern die Kirche nebst dem Friedhofe liegen. Dörfer, in welchen diese Anlage sich zeigt, sind immer alt, mag nun die Bauweise selbst slavischen oder germanischen Ursprungs sein. Wahrscheinlich geht dieselbe aus dem Bedürfnisse des gegenseitigen Schutzes hervor und war den älteren Völkern gemeinschaftlich. Deshalb finden wir auch die Wohnhäuser um den Markt ziemlich eng zusammengedrängt, und dieselben sind noch heute von Hecken und Steinmauern umringt; hinter ihnen selbdeinwärts liegen die Ackerländereien. In der Weise, wie sich später die Volkszahl der Dörfer vermehrte und wie die Landwirthschaft mehr und mehr der Arbeiter bedurfte, bauten sich Tagelöhner in den s. g. Rathen zwischen den Gehöften an. So giebt es Dörfer, in welchen ziemlich regelmäßig Gehöfte mit Rathen abwechseln, während freilich manche andere durch spätere An- und Neubauten ihre älteste Form mehr oder weniger verändert haben.

Man findet aber auch in Mecklenburg sehr häufig die s. g. Zeilen-dörfer, solche nämlich, welche in einer langen einfachen oder doppelten Reihe einer Straße entlang angelegt sind. Gewöhnlich nimmt man an, daß diese Dörfer erst gebaut worden seien, als die Straße schon einen belebten Verkehrsweg gebildet habe; oft sind aber auch örtliche Ursachen die Bedingungen der Zeilenform gewesen. Im Allgemeinen ist wohl anzuneh-

men, daß diese Dörfer jüngeren Ursprunges sind, als die kreisförmig gebauten; es giebt jedoch auch hierin Ausnahmen. Ebenso zeigt auch diejenige Regel, welche Tisch aufgestellt hat, daß die älteren und ältesten Dörfer, welche auf wendischen Ursprung zurückzuführen seien, eine niedrigere, die neueren Dörfer germanischen Ursprungs dagegen eine höhere Lage innehielten, sehr bedeutende und mannigfaltige Ausnahmen. Man wird Beides dennoch als das Regelmäßige annehmen können. Beispielsweise findet man in dem s. g. Häger-Orte zwischen Doberan und Rostock, wo die mehrsten (germanischen) Dorfnamen auf „hagen“ endigen, lauter langgestreckte Dörfer. Wenn man nun aber weiter geht und den Unterschied in der Anlage der Wohnorte mit der geistigen Beschaffenheit des Volkes bergestalt in Verbindung bringt, daß die Slaven eine tiefere, sumpfige Stelle gesucht hätten, weil sie auf niedrigerer Stufe der Ausbildung standen, als die Germanen (Sachsen), welche — ein hochherziges Heldenvolk — hohe freie Lage der Wohnorte geliebt hätten, so geht das doch etwas zu weit. Einmal ist es noch sehr fraglich, ja sogar nicht wahrscheinlich, daß die Slaven, deren einzelne Stämme sich selbst „Helden, Tapfere, Wölfe“ u. s. w. nannten, auf so niedriger Stufe der Ausbildung standen, wie man gewöhnlich annimmt und wie die christlichen Historiker, ihre Feinde, von ihnen behaupten. Sodann ist nicht die allgemeine, sondern die wirtschaftliche Ausbildung eines Volkes die nächste Ursache, aus welcher die Wohnungsanlage hervorgeht; wie noch heute, so waren auch in allerfrühesten Zeit Zweckmäßigkeitsrücksichten hiefür das zunächst Bedingende. Die Slaven trieben mehr Viehzucht, namentlich Schweinezucht im Walde, die Germanen, außer jener auch eine bedeutenderen Ackerbau. Zur Viehzucht ist es durchaus nothwendig, daß in der Nähe des Dorfes sich ein Wasser, vornämlich ein Teich befindet, und so ist es eine ganz natürliche Erscheinung, daß sehr viele Dörfer im oder am Thale erbaut wurden, wo sich das Wasser zu sammeln vermochte. Das Thal bot außer dem Wasser zugleich die fetteste und saftigste Weide — kein Wunder, daß sich das Viehzucht treibende Volk hier ansiedelte, wozu dann noch die größere Sicherheit gegen Feinde u. s. w. neue Beweggründe fügte. Mit den Germanen

und ihrem Ackerbau war es ein Anderes; für diesen mußten sie die für ihre roheren Werkzeuge allein passenden, trockener gelegenen, höheren Localitäten wählen, welche auch an und für sich am leichtesten zu cultiviren waren. Daneben vernachlässigten sie die Wiesen keineswegs; auch ihre Hauptbeschäftigung war Viehzucht; den Reichthum ihrer Wirthschaften bildete, wie noch heutiges Tages bei unseren Bauern, das „liebe“ Vieh. Man sieht dies an den älteren germanischen Dörfern noch auf's Klarste; nahe bei den Wohnungen liegen die Wiesen. Wir kennen viele Dörfer in Mecklenburg, in denen die einzelnen Gehöfte so absonderlich, aller Bequemlichkeit zuwider angelegt sind, daß man den Gedanken an eine Zufälligkeit sofort aufgeben muß. Rings um einen Thalkessel liegen die Häuser, eins hoch, das andere niedrig, so daß die Wagen zu ihnen bald auf-, bald abwärts fahren müssen. Dazwischen hat sich ein anderes Haus auf einen Hügel geklemmt, zu welchem die Einfahrt so halbbrechend ist, daß die Knechte mit den Erntewagen vor derselben einen kurzen Halt machen, um erst die Distance zu bemessen, und daß die Mädchen, wenn sie oben auf dem beladenen Wagen mit nach Hause fuhren, hier herabsteigen müssen. Zu einem solchen Gebäude von dem bedeutenden Umfange unserer Bauerhäuser mußte der Grund geebnet und zuweilen ein großes Fundament errichtet werden, wodurch man dennoch nichts weiter erreichte, als daß der Wagen zur Hinterthür hineinfahren kann, während zur Vorderthüre eine Steintreppe hinaufführt. Zufällig kann diese Bauweise nicht sein, aber welchen Grund findet man für sie? Vielleicht die Wiese, die am Fuße des Hügel liegt, die man jetzt in der Nähe hat, oder die durch jene Anlage bewirkte größere Geschlossenheit des Dorfes? Wir finden diese merkwürdige Bauweise in den ältesten Dörfern, die man bis jetzt für wendischen Ursprungs gehalten hat, namentlich mit der Schlußsilbe „ow“, und es dürfte aus ihr schwer zu beweisen sein, daß die Germanen auf den Höhen baueten, weil die Slaven in den Niederungen. Die meisten Dörfer Mecklenburgs, wie sie jetzt sind, liegen überhaupt hoch und frei, und auf Ebenen mit kleinen Hügelzügen findet man das Dorf gewöhnlich auf den letzteren. Die Höhenlage ist also, wie schon oben erwähnt wurde, Regel.

Je mehr wir aus der älteren in die neuere Zeit übergehen, desto deutlicher erkennen wir die bei den Dorfanlagen vorherrschenden Zweckmäßigkeitegründe. Die neueste Zeit bauet in einer langen, weitläufigen Reihe, und die Geschlossenheit (Arrondirung) des Bodens strebt, die Geschlossenheit der Dorfgemeinschaften zu beseitigen. In öconomischer Hinsicht liegt hierin ein großer Fortschritt; in dem zerstreut liegenden Dorfe hat der Fleiß des Einzelnen größeren Spielraum, die arrondirten Felder liefern günstigere Ernten bei geringeren Kosten, und das fördert die Cultur. Damit ist aber auch zugleich ein bedeutender Schritt gethan dahin, daß die Bauern selbst aus ihrer Eigenthümlichkeit heraustreten und das Individuum mehr dem nivellirenden Einflusse der Außenwelt Preis gegeben ist. Darum ist es auch dem Bauern sehr unbehaglich, wenn ein „Ausbau“ stattfinden muß, und er möchte sich mit Hand und Fuß desselben wehren, obwohl er sich später bald gewöhnt und die Vortheile seiner neuen Lage schnell erkennt. Da der Ackerbau die fast einzige Beschäftigung in den Dörfern Mecklenburgs ist, so ist es für sie ziemlich gleichgültig, wie sich die Verkehrsverhältnisse gestalten. Es ist hier keine Sache von Bedeutung, wenn die Landstraßen im Laufe der Zeit ihre Richtungen verändern, und bei der Anlage von Chaussees kommen in dieser Hinsicht höchstens nur die großen Güter in Betracht, welche viele Kornfuhrn erforderlich machen. Dörfer, welche der Landstraße nachziehen, kennt man bei uns nicht, aber auch keine solche, deren Wohlstand durch die Verlegung des Verkehrs gesunken wäre. Im südlichen Deutschland giebt es nicht selten solche Ruinen früheren dorflichen Wohlstandes, peinliche Bilder für das Gemüth des Reisenden.

Wir haben nun den Leser in die Dörfer geführt; er trete mit hinein in das Gehöft. Der Eingang führt uns durch das Hofthor, in vielen Dörfern auch durch ein eigenthümliches kleines Thorgebäude von gewöhnlicher Scheunenbauart, welches zur Aufbewahrung der Feldgeräthschaften, der Wagen und Leitern dient. Dies Thor oder Thorgebäude schließt sich an die Befriedigung des Hofes, welche theils aus Dornzäunen („Hafelwerk“), theils aber auch aus Mauern von Feldsteinen besteht, auf welchen

letzteren sich dann noch ein lebender Zaun von Dorn- oder Stachelbeerblüthen befindet. Ein schmaler Steindamm, gewöhnlich nur für einen Wagen breit genug, führt zum Wohnhause, dessen großes Thor, nur durch eine niedrige Lattenthür geschützt, uns offenstehend zum Eintreten auffordert. Jene Lattenthür ist auf die einfachste Weise durch einen schräg vorgesteckten Pflock („Sticken“) geschlossen, doch nahe man ihr vorsichtig, um nicht dem Cerberus des Hauses, welcher neben ihr seine Hütte hat, in die Zähne zu gerathen. Wir treten auf eine große Flur, die „Diele“, die eigentliche Dreschteme, welche auf beiden Seiten von Stallungen für das Vieh, von der Häcksel- und Knechtstammer begrenzt ist, auch nach dem Eingange hin gewöhnlich kleine Vorbaue hat, auf einer Seite für die Schweine, auf der anderen für die Kälber, Füllen, Gänse u. dgl. Ueber der Diele und den Ställen, auf der „Hill“, ist Heu und Korn aufgeschobert. In ihrem Hintergrunde ist der Herd ohne Schornstein, auf welchem der Rauch sich frei entwickelt, zuerst in die Höhe steigt, damit diverse Schinken, Würste und Speckseiten im Firse (den „Ofen“) seiner conservirenden Wirkung theilhaftig werden, und alsdann aus dem „Ofenloche“ (einer Oeffnung in der Spitze des Daches) oder auch theilweise aus der Haus- thüre entschlüpft.

In einigen Dörfern, namentlich im östlichen Theile des Landes, ist die Diele durch eine Querwand von der Familienwohnung getrennt; westlich besteht für die Küche ein eigener Raum in der Abseite, wo die Ställe liegen, durch eine Mauerwand von diesen geschieden. Sehr oft aber findet man auch — und dies dürfte die älteste Bauweise sein — die Küche, d. h. den Herd einfach an die Wohnstube gelehnt auf der Diele und nur von obenher durch eine Mauerglocke, aber ohne Schornstein, geschützt. Wo die Querwand besteht, tritt man durch eine kleine Thür auf eine zweite Diele, „buten in'n Huus“ genannt, von der eine Thür in die Wohnstube, eine andere in den Garten führt. Auf der zweiten Diele liegt auch häufig der Herd. Die Verschiedenheiten in der Anlage des letzteren sind wohl Zweckmäßigkeitsgründen zuzuschreiben; man sucht jetzt den Herd allgemein von der großen Diele zu entfernen. Doch muß es erwähnt

werden, daß die Theilung der beiden Dielen sich neben dem besonderen Thorgebäude allgemeiner in der Moskoder Gegend bei den braunen Bauern findet und ebenso im Ratzeburgischen. Sollte zwischen den Bauern beider Gegenden ein besonderer Zusammenhang in der Abstammung bestehen?

Endlich gelangt man in die Stube („Dvnsk“), einen niedrigen geweißten Raum, welcher den täglichen Versammlungsplatz aller Familienglieder, außerdem noch der Hühner und im Winter auch diverser Brutgänse bildet. Neben der Stube befindet sich stets noch eine Kammer und beide zusammen nehmen eine Ecke des Hauses ein, während in der andern Ecke sich die Altentheils-Stube und auch wohl eine Borrathskammer befinden. In den Häusern ohne Quierwand hat auch die vordere Seite eine große Thür, durch welche die leeren Wagen ausfahren können, in den anderen Häusern müssen sie zurückgeschoben werden. Die Ausstattung der Wohnräume ist sehr einfach; ein langer Tisch von Tannenholz, um welchen eben solche Bänke stehen, ein Milchschränk, ein Koffer („Lade“), ein Gefims („Bort“), auf welchem einige Bücher, ein Lehrstuhl für den Hausvater, hie und da auch das Bett bilden das Mobiliar. In einigen Gegenden findet man eine hölzerne, vierbeinige Bank mit erhöhtem, hölzernen Kopfstücke, auf dem auch wohl ein Federkissen liegt. Dies Instrument heißt der „Käfel“ (von räkeln — sich strecken, faulenzeln) und dient zur Mittagsruhe. Auf ihm streckt sich der Bauer, die Arme über den Kopf schlagend, mit besonderem Wohlbehagen. Fenster, Tische, Bänke, Schränke u. s. w. sind gewöhnlich dunkelbraun angestrichen, Braun ist die Alltagsfarbe, ein helles Grün oder Blau, seltener Roth wählt man zur Prunkfarbe. Die letztere zeigen deshalb die werthvolleren Mobilien, z. B. die Lade, welche die Aussteuer, das Leinzeug und das Geld enthält. — Es muß bemerkt werden, daß jetzt auch bei den Bauern, wie das Einfache mehr und mehr in Abnahme kommt, das Prunkende sich auf die Alltagsgeräthschaften ausdehnt.

Eine nähere Betrachtung verdient das bäuerliche Bett, ein Monstrum seines Geschlechts. Je höher es von der Erde aufragt, d. h. je mehr Bettstücke auf einander liegen, desto nobler ist es, und nicht selten reicht

ein neues Bett zur Mannshöhe. Die Kopfkissen und das Oberbett sind ringsumher mit langen roth-, blau- und grünseidenen Bändern verziert, und das Ganze kostet, wenns „hübsch“ ist, 80—120 Thlr. Uebrigens dient das mit hübsch roth, gelb und blau geklümtem „Kammerdau“ bezogene Oberbett nur zum „Staat“, und wird regelmäßig Abends mit einem einfacheren vertauscht. Diese Oberbetten haben ein furchtbares Gewicht, so daß man sich wundern muß, wie die Leute sie ertragen; aber ihr Grundsatz, „des Nachts die durch die Arbeit steif gewordenen Glieder wieder geschmeidig zu schwitzen“, hilft über jene Unannehmlichkeit fort. In das aufgethürmte Bett steigt man mit Hilfe eines Stuhles; es soll vorgekommen sein, daß ein alter Mann aus dem Bette fiel und das Genick brach. — Zwischen Reich und Arm bestehen aber auch hier viele Uebergänge. Bei den sehr wohlhabenden rathenburgischen Bauern findet man Claviere; Mahagony-Mobilien, Sopha's u. dgl. sind auch eben nicht mehr selten. Immer aber ist dieser Luxus noch verhältnißmäßig einzeln; wir kennen Bauern mit 25—30,000 Thlr. Vermögen, die durchaus nach väterlicher Weise leben und wohnen, ausgenommen vielleicht, daß sie hie und da ein Uebriges für ihren „Speckbut“ thun.

Neben den Bauerhäusern ohne Duerwand liegen gewöhnlich sehr umfangreiche Höfe, und zwar auf jeder Seite des Hauses einer. Seitwärts neben dem Hofe liegen der Obstbaum und der Krauthof. Bei den anderen Häusern ist, da die leeren Wagen zurückgeschoben werden, nur ein Hof und das Haus stößt nahe an den Obstgarten, in der Weise, daß die Wohnstube im Schatten der Bäume liegt. Bis auf den Steinbamm, welcher zur Auffahrt dient, ist der ganze Hof Dungplatz mit diversen Jauchepfützen, an denen in möglichster Nähe der für die Kühe und das Vieh gemeinsame „Soob“ liegt. Pumpen sind äußerst selten, doch wendet man gern Geld und Zeit daran, wenn man Wasser auf dem Hofe haben kann. Leider ist dasselbe oft sehr ungenießbar, doch tröstet man sich: „Wat kakt is, is rein.“ Von kaltem Trinkwasser ist der Bauer überhaupt kein Freund; „wer will Water in'n Magen hebben, ic mag't nich mal in de Schauh hebben.“

Die Häuser bestehen durchweg aus einer sehr niedrigen Mauer von Fachwerk; die Balkeneinfassung liegt frei und ist mit dünnen Lehmwänden ausgefüllt, nur die Wohnseite ist zuweilen aus Ziegelsteinen gefertigt. Die Lehmwände sind auf die kunstloseste, natürlichste Weise hergestellt, indem man Tannenlatten mit Stroh umwickelte, sie mit Lehm bewarf und bestrich, in eine Balkenrinne einfügte, das Ganze mittelst eines kleinen Brettes ebnete und schließlich mit Kalkmilch weißte. Dies nennt man „Klehen“ und die bewickelten Tannenspäße heißen „Klehmstaken“. Solche Gebäude sind ebenso leicht anzufertigen, wie anzubessern, aber doch dauerhafter, als man glauben sollte. Da sie Menschen und Vieh gemeinsam beherbergen, haben sie oft einen sehr bedeutenden Umfang, sind aber immer niedrig und von einem hohen breiten Strohdache überragt. Dies alte Strohdach mit den ehrfurchtsvoll geschonten Sedum-Pflanzen, an deren Erhaltung das Wohl des Hauses geknüpft sein soll, mit Moos überzogen und vom Rauche geschwärzt — wie viele Jahre mag es erlebt haben! Nie erneuert, höchstens hie und da einmal ausgeflickt, hat es so manche Familie unter sich beherbergt, hat vom Vater auf Sohn und Enkel eine Generation nach der andern beschirmt und erwärmt und schaut noch so kräftig in die Welt, als wolle es neue Jahrhunderte ausbauern. Mit den nach auswärts schauenden gekreuzten Pferdeköpfen („Mulanen“ d. i. Maul offen) im Giebel und dem, wer weiß wie alten Storchneße daneben heimelt es den Bauern so freundlich an, daß er sich immer noch nicht trennen mag von der Weise seiner Väter. Es wäre indessen ein großer Irrthum, wenn man hier zu Lande von dem Strohdache auf Armuth und geistige Beschränktheit des Besitzers schließen wollte. Gäbe es keine höhere Rücksichten, welche das Steindach empföhlen, so hätte der Bauer Recht, am Strohdache festzuhalten. Ein Obdach, welches im Winter so warm, im Sommer so kühl ist, findet er nicht wieder; mit dem Steindache ist, zum Schaden für das Vieh, gerade das Umgekehrte der Fall. A. v. Lengerke hat die Vortheile des ersteren in öconomischer Hinsicht sehr bestimmt hervorgehoben, und zwar mit Recht, da sie die Nachtheile desselben weit überwiegen. Wäre es, daß jene auch nur in der leichteren Pfllege des

Biehes beständen, so würde dies schon ein Großes sein; gerade die Entfernung des letzteren vom Wohnhause vermehrt die Zahl der untreuen Knechte und eine Untreue folgt der anderen.

In unserem Lande liegen unzählige Steine dem Bauer in der Nähe, er wäre sie oft gern vom Acker los, er zieht sehr kostspielige Mauern von ihnen um seinen Hof — warum denn baut er mit Stroh und Lehm? Das ist eine Folge von der Macht der Sitte und Gewohnheit sowohl, wie davon, daß ihm seine Bauweise zweckmäßig geworden ist. Mit dem Strohdache zugleich legt er seinen alten Rock, den väterlichen Hut ab und räumt so manche Spinnenweben alter Gewohnheit aus, die ihm zur Natur geworden sind. Wer kann's ihm nun verdenken, daß er am alten lieben Hause flickt und bessert, bevor er sich entschließt, ins neue Haus mit dem Steindache einzuziehen? Darin liegt weder Halsstarrigkeit noch Dummheit, wie man oberflächlichen Sinnes häufig meint. Wir machen es ja ebenso, bewahren das Liebgewordene, hängen unser Herz an unser Haus und geben wohl einen Vortheil für die Erhaltung des Unsrigen hin. Es wäre ein Jammer, wenn dies nicht der Fall wäre, wenn das Herz sich nicht mehr an die Heimath, an den Herd geknüpft fühlte. Man freut sich wohl, wenn man eine Stadt nach längerer Abwesenheit neuer und schöner aufgebaut findet, und wäre auch das Elternhaus dabei untergegangen. Wohl; dabei wird des Herzens Wehmuth doch ihr Recht behalten und nur anderen Rücksichten untergeordnet werden. So auch der Bauer unseres Landes; die Vortheile der neueren Bauart für das Gemeinwohl erkennend, zieht er ohne Zwang in ein neues Haus, aber nicht gern und nicht ohne Schmerz. Zufrieden mit seinem Lebensstande, reizt ihn dabei weltlicher Vortheil wenig. Es sind dies unseres Erachtens sehr ehrenwerthe Züge in seinem Charakter.

Ähnlich wie die Wohnhäuser sind die Scheunen erbaut, deren es je nach der Größe des Besitzes eine oder zwei giebt. Zum Gehöfte gehört auch noch der etwas abseits, neben einem kleinen Garten und Kartoffelacker liegende Rathen (man sagt hier nicht die Rathe), welcher zur Woh-

nung für die jüngeren Söhne und deren Familien bestimmt ist, wenn der älteste Sohn das Gehöft erbt.

Äußere Verzierungen an den Wohnungen sind große Seltenheiten; die Fenster sind wohl mit Oelfarbe angestrichen, die große Thür nie. In der Giebelfronte, welche nach der Straße hin gerichtet ist und immer die Wirthschaftsseite des Hauses bildet, findet sich ein kleiner gänzlich schmuckloser Vorbau, welcher durch das überhängende Dach gebildet wird und an Sommerabenden den Knechten und Mägden zum Sammelplatze dient. Das große Thor ist viereckig, geradlinig und entweder in zwei Flügel oder in vier Stücke getheilt. Der Balken über diesem Thore zeigt wohl hie und da den Namen des Erbauers und die Jahreszahl des Baues in Buchstaben geschnitz, selten aber, und nur im Rakeburgischen häufiger noch andere Schnitzereien, am seltensten Reiminschriften u. dgl., Alles kunstlos. Sehr selten sieht man jetzt noch Hausmarken am Hause, bei weitem nicht so häufig, wie Kiehl zu glauben scheint, doch sind sie in einigen Gegenden erst seit Menschengedenken außer Gebrauch gekommen. Man bedient sich ihrer jetzt nur noch zur Bezeichnung der Inventarstücke. Auch darf man sie nicht mit Kiehl „bäuerliche Wappen“ nennen; sie sind nichts weniger als solche, sind nicht dem Besitzer, sondern dem Hause eigenthümliche Zeichen, ein Beispiel von der großen Bedeutung des Besitzes selbst im germanischen Volksleben. Die Hausmarke ist theils eine willkürliche Verbindung gerader Linien, theils Nachahmung eines Gegenstandes aus dem gewöhnlichen Leben. — Das Bauerhaus ist also an und für sich einfach und schmucklos; auch von Blumen ist der Bauer kein großer Freund, man sieht dieselben sehr selten in Töpfen vor den Fenstern und wenn einmal, so müssen sie starkbustend oder hellfarbig sein. Lieblingsblumen sind Goldblac („Lack“), Primeln („Stötelblomen“), Narzissen („Eigen“) und Tulpen.

Aber die Dörfer bieten trotz der Einfachheit ihrer Häuser ein lebhaftes und freundliches Bild durch die vielen Obstbäume, welche in ihnen angepflanzt sind. Die Baumgärten sind zwar hauptsächlich zur Mittagsruhe für die Schafe, zu ihrem Schutze gegen die nachtheilige Wirkung der

Sonnenstrahlen bestimmt, werden deshalb selten gegraben und sind meistens mit Gras bewachsen; der Ertrag aus ihnen ist daher nur ein geringer, aber ihre Belaubung um so reicher. Ohne Obstgärten kein mecklenburgisches Dorf; selbst wer ausbanet, sorgt zunächst dafür, daß der Platz vor den Wohnstuben mit Obstbäumen bepflanzt wird. Das deutet wieder auf den praktischen Sinn der Leute; im Winter schützen die sehr nahe stehenden Bäume sowohl vor Kälte wie vor Winden; im Sommer geben sie die so sehr wohlthuende Kühlung.

Wie die Dörfer geschlossene Gemeinschaften, so bilden in ihnen die einzelnen Gehöfte auch äußerlich durch Zaun und Mauer abgeschlossene Theile, deren Mittelpunkte die Wohnhäuser sind. Das sind echt germanische Zustände; das Haus ist der Centralpunkt des Lebens, welches seinen Kern, seine innerste Mitte wieder in der Familie findet. Deshalb die hohe Achtung des Hauses und — wie wir sehen werden — auch der Familie in unserem Volke. Durch den Uebergang aus dem alten in ein neues Haus werden die Bewohner angeregt, auch den alten Noth hinter sich zu lassen, und wenn auch nur in leisen Uebergängen wandelt sich mit jenem zugleich ihr Wesen; sie treten mehr und mehr aus ihrer Geschlossenheit hervor. Bis jetzt herrschen in Mecklenburg die älteren Dorfgemeinschaften, die älteren Häuser noch beiweitem vor. Mögen deshalb höhere Mächte eine Umgestaltung dieser Verhältnisse gebieten, so bleibt doch soviel klar, daß eine solche nur allmählig vor sich gehen darf; denn jene von Alters her bestandenen Verhältnisse können nicht ohne Nachtheil für die Leute (wie ihn jede plötzliche Umgestaltung der innersten Lebens-Grundlagen nach sich zieht) in umfassender und eiliger Weise geändert werden.

Die Volkstracht.

Außer auf Rügen haben sich überall an der Ostsee nur kümmerliche Reste einer alten Tracht erhalten.

Niehl, „Land und Leute“, S. 146.

In den Worten, welche wir hier angeführt haben, spricht Niehl eine unserer Ansicht nach nicht begründete Meinung aus, die um so mehr

auffallen muß, als es aus mehreren Stellen seiner Schriften ziemlich klar hervorgeht, daß er gerade denjenigen Theil Mecklenburgs (aber auch nur diesen!) durchreist hat, dessen Bewohner ihre alte Tracht ganz entschieden bewahrt haben, nämlich den nördlichen Theil an der Ostsee entlang. Unsere bisherige Schilderung der Bewohner Mecklenburgs kann aber neben jenem Ausspruche Niehl's nicht bestehen; entweder ist jene falsch oder dieser. Wir haben nämlich entschieden hervorgehoben, daß unter unserer Bevölkerung, namentlich unter der ländlichen, eine durchgebildete Standesgeschlossenheit herrschend sei, eine solche, nach welcher ein Stand sich dem anderen gegenüber durch ziemlich scharfe Grenzen scheidet, die zwar hie und da durchbrochen werden, aber immer gegen den Willen, nie ohne den Widerstand der Betreffenden. Dies wird gewiß nicht zu leugnen sein und ebensowenig, daß jenes ganz bestimmte Standesbewußtsein, welches hiervon die Folge ist, sich in unserer Bevölkerung findet. Wo aber dies in einigem Grade ausgedrückte Selbstbewußtsein herrscht, da wird man immer als den höchsten Ausdruck desselben eine in ihren Theilen bestimmbare Tracht finden, welche das Volk vermöge seiner Geschlossenheit und seines Sonderthums aus älterer Zeit herüber gebracht hat, wo sie allgemein war. Das ist die Volkstracht.

Daß hiebei zunächst der Stand oder die Classe derjenigen bäuerlichen Angehörigen, welche im Grundbesitze sind oder von grundbesitzenden Familien abstammen, in Rede kommt, liegt auf der Hand; denn diese haben ihre Eigenart am reinsten in sich abgeschlossen. Aus der Fremde in dorfsiche Gemeinschaften Eingewanderte — namentlich Tagelöhner — stehen jenen fern, ja es spricht für das Wesen einer Volkstracht, daß gerade die sesshaften Familien allein oder doch vorzugsweise sie zeigen. Und wenn wir demnach eine solche in Mecklenburg finden, so ist darin zugleich ein Prüfstein für die Wahrheit unserer bisherigen Schilderung der Bewohner gegeben.

In den Dorfschaften also, und zwar in den Kreisen der eigentlichen Bauern und der mit diesen enger zusammenhängenden sonstigen Dorfbewohner, ist die Volkstracht zu suchen. Wir verstehen unter dieser eine be-

stimmt nach ihren einzelnen Theilen zusammengehörige Tracht, nicht deshalb Volkstracht, weil sie sich von der Tracht der feineren oder gebildeteren Classen der Gesellschaft scheidet, auch nicht deshalb nur, weil sie einer bestimmten Volksgruppe eigenthümlich ist, sondern deshalb, weil sie mit dieser historisch erwachsen ist und sich im Laufe der Zeit ihr wie die Sitte ins innerste Wesen gelegt hat. Jede wahre Volkstracht besitzt die Ueberlieferung des Stoffes, aus dem sie bestehen soll, des seit langen Jahren unveränderten Schnittes, der eigenthümlichen Benennung einzelner Theile, einer bestimmten Farbe für dieselben u. s. w. Dies sind ihre Kennzeichen, welche der Tracht der einzelnen Individuen gemeinschaftlich sein müssen. — Selbstverständlich aber liegt darin, daß ein Theil dieser Tracht sich allgemein oder örtlich aus Zweckmäßigkeitsrückichten geändert hat oder ganz erneuert worden ist, kein Grund, das Dasein einer Volkstracht zu bezweifeln, falls nur die Kennzeichen für die übrigen Theile und im Allgemeinen zustimmen.

In Mecklenburg werden wir diese Kennzeichen alle finden. „Rinnen dregt de Buer!“ — damit ist der Stoff gegeben, auch „Bömsied, Bierkamm“ u. s. w. sind gewiß charakteristische Namen. Die Kleidungsstücke der Leute haben bestimmte, ebenfalls kennzeichnende Namen, wie wir sofort näher sehen werden, und man bedient sich ihrer immer in gleicher Weise, dem Gebrauch folgend, nicht aber der Jahreszeit und den Ansprüchen des Zweckmäßigen oder Modernen überhaupt. Denn die Volkstracht ist ein den Leuten als Ganzes Angestammtes und als solches von ihnen Bewahrtes, welchem sich das individuelle Belieben unterwerfen muß. Jedes einzelne Kleidungsstück ist nach Stoff, Farbe, Schnitt und Ellenzahl genau bestimmt, wie auch die ganze Masse des Anzugs nicht auf dem Gutblüthen beruht. So müssen die Frauen bei Gelegenheiten, wo es gilt, sieben Röcke über einander tragen (bei Friedland fand man früher sogar eisk); dadurch soll die Körperform hervorgehoben werden. Der bekannte Reim: „Lang und small Hett keen' Gefall, Kort und dick Hett of keen' Schick, Awer so von miner Mät, Ach, dat ziert de ganze Strät!“ — dieser Reim ist nicht in ironischem Sinne zu verstehen, sondern ist den Bäuerinnen wirklicher Ernst. In gleicher Weise ist die Farbe genau vorgeschrieben, und wenn

hiebei auch den Verzierungen nach dem Belieben der einzelnen Personen freier Raum gelassen ist, so muß man diese eben abrechnen und auf die Grundfarbe zurückgehen.

Unter einer Volkstracht darf man nicht eine solche verstehen, welche unverändert in allen ihren einzelnen Theilen aus der Vorzeit überkommen ist; eine solche findet man nirgends mehr und namentlich in Rücksicht auf die Pfalz hat Niehl in dieser Beziehung Zugeständnisse gemacht, welche bis an die äußerste Grenze gehen. Hält man aber, von Einzelheiten absehend, das Allgemeine fest, so kann man mit Entschiedenheit behaupten, daß die ländlichen Bewohner Mecklenburgs eine Volkstracht besitzen, und zwar finden wir in unserem Lande nicht nur eine, sondern sogar mehrere Volkstrachten mit so fest bestimmtem Gepräge, daß man von ihnen mit großer Wahrscheinlichkeit auf eine Stammesverschiedenheit ihrer Träger schließen darf.

An diesem Orte ist es nicht unsere Absicht, die verschiedenen Trachten, die sich unter der mecklenburgischen Bevölkerung finden, eingehender zu schildern. Das ist schon vielfach geschehen, u. a. in „Lisch, Mecklenburg in Bildern“ und in den „Jahrbüchern für mecklenburgische Geschichte.“ Hierauf verweisen wir zum Zwecke einer genaueren Kenntnißnahme. Für die Volkskunde ist es genügend, das Zusammengehörige festzuhalten und die im Ganzen sich findenden Gruppen zu bezeichnen. Als das Erste, Allgemeine, tritt uns in Mecklenburg die bunte sächsische Tracht entgegen; neben dieser finden wir die eigenthümlichen Trachten der Warnemünder, der Bistower und Rogaer (Schwarz mit Roth), der Zepeliner (an die Tracht der Münkoguter auf Rügen erinnernd), der Räteburger (Braun) und der Poeler. — Betrachten wir nun das Volk in seiner Tracht.

I. Das Werktagsskleid.

Von den alten Volkstrachten erhalten sich gewöhnlich die Werktagsskleider am längsten; manche Leute, welche Sonntags schon ganz modernes Aeußere zeigen, bewahren Alltags noch ein Andenken an die Tracht ihrer Vorfahren. Wenn man in unseren Tagen bei einer Bevölkerung ein Kleid für den Werktag und eins für den Festtag findet, so kann man unbedenk-

sich behaupten, daß dieselbe auf einer sehr hohen Stufe der Volkseigenthümlichkeit stehe und ein ausgebildetes Ganzes sei, welches sich den Ideen der Neuzeit mit ihren ausgleichenden oder vereinfachenden Tendenzen noch nicht angeschlossen habe. Wir werden in der mecklenburgischen Bevölkerung die beiden hier zur Sprache stehenden Kleider finden, und zwar solche, welche sich eng an die ältere Tracht lehnen, von der modernen aber nur sehr Geringes angenommen haben und auch dies nicht immer auf dem Wege freier Selbstbestimmung.

Das Erste, was bei einer Tracht in die Augen fällt, ist nebst der Farbe der Schnitt derselben. Rücksichtlich der Farbe haben wir schon erwähnt, daß dieselbe rein die überlieferte ist und sich bestimmte Dorfschaften durch sie von der Hauptbevölkerung noch heute ebenso trennen, wie dies in früheren Zeiten der Fall gewesen sein wird. Wenn wir den Schnitt aller herrschenden Trachten vergleichen, so finden wir bald, daß derselbe weber aus Zweckmäßigkeits-, noch aus Schönheits- und Bequemlichkeits-Rücksichten der Neuzeit hervorgegangen ist, daß er vielmehr — zumal wegen der Uebereinstimmung, welche hinsichtlich seiner bei sonst verschiedenen Trachten herrscht, — nur ein von Alters her überlieferter sein kann und sich nur erhalten hat eben aus dem Grunde dieser Ueberlieferung oder der hergebrachten Sitte. — Der Stoff, dessen man sich zur Anfertigung der Tracht bediente, war noch bis vor kurzer Zeit im ganzen Lande der gleiche; man nahm dazu Leinwand und die auf eigenen Webestühlen angefertigten, deshalb „eigengemachte“ genannten Zeuge. Webestühle sind zwar auch heute noch nicht selten, doch verringert sich ihre Zahl jährlich; das Volk aber trägt immer noch viel lieber die von den s. g. Raschmachern angefertigten Zeuge, als die dünnen baumwollenen Gewebe der Fabriken.

Lein, welches von selbstgezogenem Flachse gemacht wurde, war und ist der Grundstoff der Volkskleidung in Mecklenburg, namentlich für das männliche Geschlecht. Bei der Arbeit ist es auch jedenfalls der zweckmäßigste Stoff und dazu billig anzufertigen: vor 4–5 Jahren kostete die Anfertigung eines kurzen leinenen Beinkleides auf dem Lande für erwachsene Personen 10 fl., eines solchen Rockes 22 fl. Aber auch die Halbleinestoffe aus Lein und

Wolle (nicht Baumwolle), welche namentlich die Frauen tragen, wurden früher selbst gefertigt. Diese Zeuge sind zu charakteristisch, als daß ihre Anführung hier unterbleiben dürfte. Es giebt von ihnen nach Mussäus:

Bömsied (Fünfkamm), mit einem Aufzuge von Leinengarn und einem Einschlage von Wolle, nach Art des Atlasgewebes, indem die Fäden des fünften Kammes über die anderen fallen; ein sehr dauerhaftes Zeug. Wegen der fünf Kämme wird der Weberbaum („Böm“) niedrig („sied“) gestellt; daher der Name „Bömsied.“

Vierkamm (Kasch), der Aufzug von Leinengarn, der Einschlag von Wolle oder Garn, besonders Beinkleiderzeug.

Flanell, stets mit wollestem Einschlage, während der einsabige Aufzug entweder von hebenem Garn ist (hebener Flanell) oder von flächsem Garn (flächseuer Flanell.) Dies Zeug ist oft buntgestreift und wird zu Frauenröcken benutzt.

Futtertuch („Fauberkant“) ist dem Flanell ähnlich, aber mit einem feinen Aufzuge von zwei Fäden. Sehr stark und meistens schwarz gefärbt, dient es zu Männerrocken, besonders für die „schwarzen“ Bauern bei Rostock.

Kleiderzeug mit zwei leinenen und einem Faden doppelter Wolle im Aufzuge, während der Einschlag ganz von Wolle ist, zu Frauenkleidern verwendbar.

Die Männer tragen im Allgemeinen ungefärbte Leinwand, welche in der Gegend zwischen Güstrow, Dargun und Stavenhagen gebleicht, im übrigen Lande aber in der ursprünglich grauen Farbe gebraucht wird. Ausnahmen bilden die „schwarzen“ Bauern bei Rostock und Doberan und die „braunen“ Bauern im Ratzburgischen, wie durch ihre Namen schon angedeutet wird. Die Röcke („Kittel“) sind von Leinwand oder Futtertuch, die Beinkleider („Bür“) ebenfalls, die Westen aber meistens von Bömsied und bunt gestreift.

Die herrschende Tracht ist die bunte sächsische, die heutige ist nur eine ganz geringe Abänderung der älteren. Letztere hat sich namentlich bei den Frauen fast unverändert erhalten, während die Männer dadurch, daß sie

mehr und mehr mit der städtischen Bevölkerung in Berührung gekommen sind, besonders auch in Folge des Militärdienstes, einige Neuerungen eingeführt haben. Früher war das Beinleid durchweg kurz und eng, an den Knien mit Schnallen verschlossen, und die Füße steckten in langen, weißwollenen Strümpfen nebst Schnallenschuhen. Jetzt haben sich die Schuhe meistens verloren und man trifft entweder hohe Stiefeln neben kurzen oder kürzere Stiefeln neben langen Beinleidern. Bei der Arbeit trägt man daneben eine Weste und eine wollene, gewöhnlich weiße Unterjacke, welche letztere im Sommer wegfällt. Bei warmer Jahreszeit geht man allgemein in Hemdsärmeln („Hemdsmaugen“), sehr selten aber in bloßem Halse, vielmehr meistens mit einem zwar lose geschlungenen, aber dicken Halstuche.

Zur alten Tracht gehörte ein kleiner runder Hut mit zwei Finger breitem Rande, statt dessen sich jetzt allgemein die moderne Schirmmütze („Kips“) eingebürgert hat. Nur sehr selten begegnet man noch einem älteren Manne, der unter jenem Hute sein Haar mitten über dem Kopfe gescheitelt und durch einen messingenen Kamm im Nacken zusammengehalten trägt. Zwischen den „schwarzen“ Bauern hat sich zwar der runde kleine Hut noch erhalten, jedoch ist auch hier die Haartracht eine neue geworden, und neben dem Hute trifft man doch schon viele Schirmmützen. Wir glauben nicht, daß man sich hierüber wundern darf, da jener Hut sehr schwer und heiß ist, das der Sonne ausgesetzte Gesicht nicht zu schützen vermag und überhaupt unbequem und unpraktisch ist. Dazu kommt aber noch, daß die zum Militärdienste ausgehobenen jungen Leute sich nothwendig an die Mütze gewöhnen und ihre Vortheile dem Hute gegenüber erkennen müssen. Kann man nun auch einerseits nicht umhin, den letzteren als ein sehr wesentliches Stück der Volkstracht anzuerkennen, wie es die Bedeckung des Hauptes immer ist, und wie es sich z. B. noch unter den Bistower Bauern zu erkennen giebt, wo der Hut bei Junggesellen mit kreideweißem, bei verheiratheten Männern mit schwarzer Schnur eingefasst ist, so muß man andererseits auch anerkennen, daß die Leute hier die ältere Tracht mit einer zweckmäßigeren vertauscht haben. Wir haben schon

wiederholt Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß sich die Bevölkerung Mecklenburgs durch Zweckmäßigkeitsrückichten, sobald sie dieselben erkannt hat, leicht und dauernd bestimmen läßt. Dieselben aber herrschten auch bei der Umwandlung der Fußbekleidung vor; denn die hohen Stiefeln sind für den Landwirth, wenn auch immerhin schwerer, doch zweckmäßiger als Schuhe, nicht nur weil sie trockener und reinlicher sind (darauf giebt man nicht viel), sondern zumal auch deshalb, weil sie bequemer sind und bei dauernder Arbeit nicht so leicht ermüden lassen, was jeder Landwirth oft erfahren haben wird.

Das Hauptstück der Volkstracht in Mecklenburg ist aber der Kittel, ein Kleidungsstück, welches viel zweckmäßiger ist, als man anscheinend glauben möchte. Im Sommer kühl und im Winter warm, schützt er vor Regen, begleitet den Arbeiter, über die Schulter geschlagen, wenn er zu Felde geht oder reitet, den Reisenden in die Stadt. An ihm haftet deshalb gewiß im vorzüglichsten Grade das Bestehen der jetzigen Volkstracht; er ist das einzige Kleidungsstück, für welches man scherzweise eine Schmeichelbezeichnung hat. Das Volk nennt ihn „olle Jakob.“ Ein Rock im gewöhnlichen Sinne ist er übrigens nicht, wenn er auch viel als solcher getragen wird; er gehört nicht zur Alltags- und Hauskleidung, sondern ist für alle Fälle da, wo die gewöhnliche Tracht, sei es aus Bequemlichkeits- oder aus Nützlichkeitsgründen nicht ausreicht, im Hause als Hausrock, außer demselben als Ueberrock. Zur Werktagstracht gehört überall nur eine Jacke, hinten mit kleinem Schooße und gewöhnlich den Magen noch bedeckend. Meistens ist diese von schwarzem Futtertuche, bei den Bistowern Alltags von grau und schwarz gestreifter Wolle, Sonntags von Tuch.

Faßt in jedem einzelnen Stücke der Männertracht erkennt man einen Theil der alten Volkstracht, und wenn eins oder das andere dieser nicht anzugehören scheint, so ist neben ihm entweder auch das ältere noch zu finden, oder es ist, dem Charakter der Leute gemäß, das Neue mit dem Bewußtsein seiner Zweckmäßigkeit eingeführt. Noch weit mehr als die Männer pflegen aber allgemein die Frauen an der hergebrachten Tracht zu

halten, und die Frauentracht, welche man heute in Mecklenburg findet, ist ganz und gar die alte Tracht, hier und da nur mit wenigen, völlig unwesentlichen Abänderungen.

Von dem Stoffe der Frauenkleidung war schon oben die Rede, ebenso von dem vorgezeichneten Maße derselben. Hinsichtlich der Farbe unterscheiden sich die Frauen darin, daß, während im Allgemeinen die bunte sächsische Tracht die vorherrschende ist, die Bäuerinnen bei Rostock und Roga — analog ihren Männern — eine Kleidung von vorherrschend schwarzer Farbe tragen. Die einzelnen Stücke dieser beiden Trachten werden wir berücksichtigen müssen, wenn vom Sonntagskleide die Rede ist, denn nur bei diesem treten sie alle auf, während der Alltagskleidung mehrere wesentliche Stücke der vollständigen Volkstracht fehlen. Der Höhepunkt im Arbeitsleben einer ländlichen Bevölkerung ist die Zeit der Ernte; selbst der ärmste, fremdes Korn mähende Knecht oder Tagelöhner erscheint zu dieser Zeit mit seinem reinsten und weißesten Anzuge. Und wie an die Ernte überhaupt die mehrsten aus älterer Zeit stammenden Gebräuche sich aus jenem Grunde angeschlossen haben, so werden wir auch bei ihr vornehmlich nach der Volkstracht des Alltags uns umschaun müssen. Sehen wir eine Gesellschaft junger Mädchen, welche nach vollbrachtem Tagewerke vom Felde heimkehrt, durch die Arbeit mit Freude und durch diese mit erhöhtem Selbstgefühl erfüllt. Im dunklen, mit breitem Seidenbunde umsäumten Kleide von eigengemachtem Stoffe, an welches sich ein gleiches „strammes“ Nieder („Tacke“) schließt, welches die Arme und die kräftige Brust frei läßt; im weißen, gefälteten, am Halse mit einem großen Knopfe verschlossenen Hemde mit langen Ärmeln (häufig nur ein Oberhemd, „Filtzhemd“), eine blendendweiße, auch die Brust bedeckende Schürze vorgebunden, in weißen Strümpfen und Schnallenschuhen mit kleinen spitzen Hacken, das Haar ins Nest gebunden und mit der kleinen, steifen Mütze („Höppel“) von Pappe, Band und „Bömsied“ bedeckt — so liefern sie gewiß ein freundliches Bild. In der einen Hand tragen sie die Harke, in der andern den Hut von Span, um diesen zum Schutze gegen Regen in der Nähe zu haben. Gegen die Sonne bedarf man eines Schutzes

nicht, denn dieser guten Freundin bietet man gerne das volle frische Gesicht.

Das ist die alltägliche Volkstracht für den Sommer. Bei kühler Witterung oder im Winter werden Brust und Arme mit einem wärmeren, aber immer niedrigen Mieder („Tape“) bedeckt, in welches die Zipfel eines oder mehrerer um den Hals geschlungener wollener Tücher gesteckt werden. So erblickt man das kleinste Kind, welches eben gehen lernt, und die älteste Frau, gerade wie schon das „Göhr“ (Volksausdruck für Mädchen) am Sonntage nach dem richtigen Maße gemodelt wird. Ebenso mit den Knaben. Nicht selten begegnet man einem Knirps „nich bree Keef hoch“ in Kniehose, weißen Strümpfen, Schuhen und rundem Hut, das Ganze in einem bis an die Hacken reichenden, an den Händen umgefrempten Kittel steckend, der nicht allemal Großvaters Kittel, sondern vorsehend mit Rücksicht auf das Wachsen eingerichtet ist. Solche „Jungens“ (Volkswort für Hirte) trifft man in mancherlei Abstufungen, mit mächtiger Peitsche („Swäp“) ausgerüstet, als „Gänse-, Schaf- oder Kuh-Jungens“. Darin eben liegt eine Gewähr für diese Tracht als Volkstracht, daß sie, dem Stande bestimmt, für Alt und Jung gemeinsam ist, während sie andererseits nicht in fremde Kreise übergeht.

Sie geht nicht über in die kleinen Städte, auch nur in sehr beschränkter Weise auf die Güter der größeren Grundherrschaften. Die Tagelöhner auf diesen verlieren mit der selbstständigen Stellung ihren Eigencharakter und mit diesem die Tracht, Beweis genug, daß beide innig zusammengehören. Und wie jener, so ist auch die Tracht, einfach, praktisch und billig. —

Aus seiner Jugendzeit erinnert sich gewiß noch Mancher, der in einer kleinen Stadt unseres Landes aufwuchs, an die ehrenfesten Bürger im Großvaterrock, bescheiden und brav. Welch' eine Umänderung ist seit jener Zeit vor sich gegangen; wer möchte, falls ihn nicht die bittere Noth zwingt, jetzt auch nur in der kleinsten Stadt noch den ererbten Großvaterrock tragen? Und doch, was ist mit diesem zugleich Alles in den Winkel geworfen; nicht auch Vieles, was wieder hervorzufragen wohl an der Zeit wäre? Das kleine, enge Bürgerhaus will der Gegenwart nicht mehr ge-

nügen, der alte Rock hält nicht mehr warm; aber ein neues, bequemes Haus baut sich nicht so leicht, wie ein modernes Kleid sich anziehen läßt, und — paßt der Frack zum alten, einfachen Bürgerhause? Es wäre gewiß nicht zum Schaden, wenn man in mancher Beziehung wieder etwas zurückginge und die Verhältnisse in's Zusammenpassen brächte. Wer nicht laufen kann, soll auch nicht springen!

Dem Bauern gönne man die Zufriedenheit mit seiner Lage nach allen Seiten hin und lasse ihm auch sein Kleid. Er wird dies nicht ohne innere Kämpfe oder Störungen ablegen; gewiß aber so lange nicht, als er mit dem seine Eigenart kennzeichnenden Selbstbewußtsein sagen mag: „Sk hew wat stiefen Puckel!“

II. Das Sonntagskleid.

Das Sonntagskleid, welches der Bauer anlegt, wenn die Glocken ihn zur Kirche laden, ist, wie wir schon bemerkt haben, nicht ein neues, sondern nur ein höherer Ausdruck seiner Kleidung überhaupt; es ist das Werktagskleid in verbesserter Auflage. Wer sich zum Kirchgange kleidet und den sonntäglichen Rock aus der Lade nimmt, in welcher er behutsam verwahrt liegt, der kleidet sich nicht für sich, sondern — wenn auch unbewußter Weise — für die Gesellschaft; sein Rock wird ein sociales Zeichen und erklärt als solches den Werth, welchen er für seinen Besitzer haben muß. Die Volkstracht kommt hier in Ausdruck zur Bezeichnung des Standes und zur Weihe für den heiligen Tag. Deshalb ist das Sonntagskleid die Blüthe der Volkstracht, und deshalb findet es sich nur bei einem der alten Sitte streng anhängenden Volke und wird, sobald jene in Vergessenheit geräth, gewöhnlich zuerst abgelegt und nach der Mode des Tags verändert. In Mecklenburg ist dies bis jetzt nicht der Fall; das Sonntagskleid ist, was es sein muß, hier durchaus nur Alltagskleid in verbessertem Stoffe, und beide zusammen sind nur die Ausdrücke für eine vollständige Volkstracht nach ihren verschiedenen Richtungen hin.

Die Männertracht am Sonntage unterscheidet sich weit weniger von der Alltagstracht, als diejenige der Frauen. Das ist ganz natürlich, da

sich der Stoff vorgeschrieben findet, der Putz im eigentlichen Sinne aber, das Charakteristische des höheren Schmuckes, für das männliche Geschlecht weniger zur Geltung kommen kann. Veinkleid, Weste, Tuch sind die gewöhnlichen, aus den schon von uns erwähnten Stoffen, aber neuer und besser. Eigenthümlicher dagegen ist der Rock, in Form und Schnitt ganz der alte beliebte Kittel, gewöhnlich aber von schwarzem oder doch dunklem Tuche. Des jungen Mannes höchster Stolz ist es, (neben einem hübsch braun angerauchten Meerschaaum-Pfeifenkopfe mit Silberbeschlage) einen „Lakenschen“ Rock zu besitzen, nicht weil der Städter ebenfalls einen solchen hat, sondern weil derselbe ihn erst ganz zu dem macht, was er sein will. Deshalb richtet er sich auch nicht nach dem Schnitte städtischer Mode, sondern trägt seinen Tuchrock, wie er den Kittel trägt. Auch ist derselbe nur zum Zwecke der feierlichsten Momente seines Lebens da; zur Stadt wendet er ihn selten dran, falls er nicht dorthin zur Kirche geht. Kein Luxus- und Prunk-Gegenstand wird er, wenn möglich, so eingerichtet, daß er fürs Leben aushält und noch darüber hin auf die Kinder vererbt. Wir haben solche Röcke gesehen, die im wörtlichen Sinne noch vom Großvater stammten, und die sich nur durch den Kragen und die blanken Knöpfe von den heutigen Röcken unterscheiden. Erstere waren s. g. Stehkragen; die früher beliebteste Farbe war vielleicht ein dunkles Blaugrau. Jetzt fallen die Kragen nieder und die Farbe ist gewöhnlich schwarz, Aenderungen, welche sich sehr leicht erklären lassen. Die schwarze Farbe ist der Bestimmung des Rockes zum „Kirchengehen“ angemessen; die Stehkragen sind unpraktisch, man findet sie jedoch auch noch, z. B. auf Poel. Die Sonntagsweste ist sehr oft noch aus „Bömsied“, häufig aber auch aus Tuch, ebenso wie es mit dem Veinkleide der Fall ist.

Die Aenderungen, welche mit dem Stoffe vorgegangen sind, haben ohne Zweifel Bezug auf die verschiedenen Standesverhältnisse der Leute. Die Besitzenden sind in der letzteren Zeit zu großer Wohlhabenheit gelangt, welche ihr Selbstgefühl mächtig gestärkt hat. Man kann sich nicht wundern, daß sie dies in einigem Grade äußerlich zeigen, erkennt vielmehr die große Macht der Sitte um so deutlicher daran, daß diese Aenderungen

namentlich den Schnitt der Tracht nicht ergriffen haben. Dieser ist das Wesentlichste der Volkstracht, wenngleich nicht geleugnet werden kann, daß jede Aenderung im größeren Umfange auf Kosten der alten Tracht geschieht. Der Aermere trägt auch Sonntags sein Zeug vom gewöhnlichen Stoffe; leinene Röcke sind aber in der Kirche große Seltenheiten.

Wenn man am Sonntage eine Reihe solcher Männer im Festschmucke zur Kirche wandern sieht, so wird man von ihnen gewiß den Eindruck eines ernsten, gemessenen Wesens erhalten und zugestehen müssen, daß ihre Tracht — abgesehen von der unleidlichen Angströhre des Cylinders — diesem Wesen durchaus entspricht. Man fühlt unwillkürlich, daß in diesen Leuten Einklang und Bewußtsein ist; es sind ganze Leute, über welche sich Jeder freuen wird, der bestimmt ausgeprägte Charaktere liebt. Die Gegenwart bringt solcher nur zu wenige hervor. In der Nähe der größten Städte hat sich der Charakter unserer ländlichen Bevölkerung übrigens auch schon bedeutend verflacht, namentlich theilweise bei Schwerin, was wohl dem geistlichen Einflusse der früheren Zeiten zugeschrieben werden muß. Von den kleineren Städten dagegen hat jene wenig oder gar nichts angenommen und ist in ihrer Eigenart so bestimmt geblieben, daß sie sich von der Mode und dem Wesen dieser Städte überhaupt in Nichts beherrschen läßt. Man hat das oft getadelt und tadelt es noch häufig, ohne aber den Nachweis zu liefern, wieviel und was von demselben anzunehmen unserer ländlichen Bevölkerung ein wahrer Gewinn sein würde.

Das weibliche Geschlecht in der Bevölkerung Mecklenburgs besitzt durchgehends eine sehr große körperliche Schönheit; namentlich im nordwestlichen Theile des Landes und im Rakeburgischen ist diese hervortretend, und hier findet man Gesichter, so regelmäßig oval, wie man sie nur wünschen kann. Diese Menschen sind meistens schlank und von feinem, aber kräftigen Körperbau. Die Frauen bei Doberan und im nördlichen Strelitz sind im Allgemeinen dagegen robuster gebaut. Die Gesichter sind mehr gerundet. Ein wohlgebildetes Mädchen wird nun freilich nicht leicht durch irgend eine Tracht geradezu verunstaltet werden; es ist aber auch nicht wahr, wenn Niehl (a. a. D.) behauptet, die Tracht der hiesigen

Frauen sei weder in der Form kleidsam, noch in der Farbe geschmackvoll. Die sächsische Tracht, die Hauptlandestracht, ist Beides in hohem Grade. Wir berücksichtigen diese hier zunächst und können bei jedem Schritte unter das Volk leicht beobachten, wie die allgemeine Erfahrung, daß ein schöner Menschenschlag auch natürlichen Sinn für eine kleidsame Tracht habe, sich in Mecklenburg entschieden nicht Lügen straft.

Betrachten wir ein junges Mädchen in der sächsischen (bunten) Tracht, den Hinterkopf bedeckt mit einer kleinen Pappmitze („Köppel“), die mit reicher Goldstickerei und mit vielen in den Nacken hängenden seidenen Bändern („Start“ = Schwanz genannt) geschmückt ist. Die Stirn umfaßt ein schmaler, fein gekräuselter „Strich“, der sich von der Schläfe abwärts etwas weitet und den Ausdruck des Gesichts ganz besonders erhöht. Die Brust wird von einem niedrigen, mit breitem schwarzen (auch rothem und blauem) Bande umfaßten Mieder („Jope“) bedeckt, unter welches die Zipfel des um den Hals geschlungenen, oft sehr reich mit Gold und Silber oder mit Seidenstickerei verzierten Halstuches gesteckt werden. Auf der Vorbrust wird das letztere durch eine große herzförmige Schnalle („Spange“), mit Steinen besetzt, zusammengehalten und die langen bauschigen Ärmel des Mieders sind unten oft mit silbernen Knöpfen besetzt und lassen eine feine gekräuselte Spitzen-Manschette sehen. Die kurzen Röcke (Sonntags oft von schwarzem Tuche) sind unten mit handbreitem Bande umsäumt, dessen Farbe nach den Verhältnissen wechselt. Letzteres ist auch mit der Schürze der Fall, die z. B. bei einem Leichengefolge weiß ist (wie auch das Halstuch), zur Kirche schwarz, sonst oft auch bunt. Gleichfalls die um die Taille geschlungenen breiten seidnen Bänder, die gewöhnlich schwarz sind. Die Strümpfe sind rein weiß von Wolle, die Schuhe sehr stark ausgeschnitten, mit einer vier-eckigen oder rundlichen Schnalle auf dem Oberfuße verziert und mit kleinen, hohen und spitzen Hacken. Zu dieser (Kirchgangs-) Tracht gehört dann noch ein weißes, wenn möglich gesticktes Schuupfstuch, ein kleiner Pelzmuff, der früher auch im Sommer getragen wurde, und das stark mit Silber beschlagene Gesangbuch. Die Farbe des Oberrocks ist immer

eine dunkle, diejenige des Befahzbandes ist aber verschieden fast für jede einzelne Dorfschaft. Das Band gehört schon demjenigen Theile des Schmuckes an, welcher in dem Belieben einzelner Personen steht. Dazu rechnen wir auch die Stickerei überhaupt, deren Reichhaltigkeit von den Mitteln der Leute abhängt. Wohlhabendere tragen oft eine sehr reiche Stickerei auf dem Halstuche, soweit dies die Brust und den Nacken bedeckt; sie arbeiten dieselbe nicht selten selbst und zeigen darin einen sehr guten natürlichen Geschmack. Wir können versichern, auffallend schöne, selbst gefertigte Stickereien gesehen zu haben, und dies wird man auch leicht begreifen, wenn man erwägt, daß Gold- und Silberfarbe selbst bei einiger Ueberladung auf schwarzem Grunde nicht unangenehm sein kann und daß die Muster, nach welchen die Bäuerinnen arbeiten, keine andere sind, als die natürlichen Blumen und Blätter ihrer Gärten, zwar farbenreich, aber gewiß nicht unschön.

Die Kirchgangstracht unterscheidet sich insofern von der häuslichen Sonntagstracht, als man es sich während der Sommerzeit auf dem eigenen Dorfe bequem macht und das Nieder, auch wohl einen oder mehrere Röcke ablegt. Dann bedeckt den Oberkörper ein ärmellofes Nieder („Vostliev, Bindliev“), unter welchem man ein rein weißes, feines Hemd (Oberhemd) mit langen Ärmeln trägt, deren Querver roth geflickt ist. Diese Tracht ist sehr freundlich und frisch und steht den jüngeren Leuten außerordentlich gut. — Der Hut, von Span geflochten, wie ihn jede Bäuerin besitzt, wird sehr wenig benutzt, ist übrigens auch schwer und heiß, gewöhnlich noch mit buntgeblühtem, dunklen Kattun gesuttert und den ganzen Kopf bedeckend. Nur im Winter und bei schlechter Witterung steht man ihn häufiger; beim Kirchgange läßt man ihn aber auch trotz des Wetters fort und schlägt dann den obersten, dicken Rock von hinten über den Kopf, wodurch genügender Schutz erreicht wird. Regenschirme sind erst seit neuester Zeit im Gebrauch.

Neben der hier geschilderten Volkstracht findet man in einzelnen Gegenden des Landes eine in manchen Stücken verschiedene. Wir können hier nur kurz erwähnen die Tracht der Poeler (auf die Insel Poel berief

Hürst Borwin I. im Jahre 1210 deutsche Ansiedler), deren Grundfarbe für die Männer graublau, für die Frauen braun ist; die Tracht der Zepeliner, welche an diejenige des kleinen isolirten Menschenschlages der Mönchguter auf Müggen erinnert, die noch sehr viele alte Eigenthümlichkeiten bewahrt haben und ein besonderes Studium verdienen; die Tracht der Warnemünder, welche von einer dänischen Colonie abstammen dürften. Diese verschiedenen Trachten beschränken sich auf einzelne kleinere Gebiete, und sollen hier nur zum Beweise dienen, daß sich in Mecklenburg selbst die alten Merkmale der Stammesverschiedenheit in der Tracht erhalten haben. Die Abbildungen dieser genannten Trachten in Tisch „Mekl. in Bild.“ sind wohl allgemein bekannt.

Von größerer Wichtigkeit für uns ist dagegen die Tracht der Dieflower, genannt nach dem Dorfe Dieflow bei Rostock, obgleich sie sich westlich bis gegen Doberan und südlich bis gegen Schwaan hin erstreckt. Diese Tracht ist der deutschen (sächsischen) geradezu entgegengesetzt, sowohl im Schnitt wie in der Farbe von ihr verschieden, und deutet mit ihrem vorherrschenden Schwarz und Roth auf die slavische Abstammung dieser Leute. Schmuck findet sich bei dieser Tracht fast gar nicht, wenn man nicht die blanken zinnernen Knöpfe als solchen betrachten will; das Einfach-Dunkle oder doch das Einfarbige herrscht vor. Gleiche Tracht findet man im nordwestlichsten Theile von Mecklenburg-Strelitz, gerade in einem derjenigen Landesgebiete, in deren undurchdringliche Wälder sich die Reste der vertriebenen Slaven zurückgezogen haben. Auch die Leute selbst unterscheiden sich von den sächsischen Abkömmlingen durch ihren derberen Wuchs und ihre größeren Körperformen bei hoher Statur, gleichwie sie auch in ihrer Lebensweise manche Eigenthümlichkeiten bewahrt haben und namentlich im Besitze mancher eigenthümlicher Sprichwörter und Erzählungen sind. Zum Unterschiede von der bunten sächsischen heißt diese Tracht allgemein „die schwarze“.

Bei derselben herrscht neben dem Kittel, welcher eine noch viel größere Bedeutung besitzt, als bei ersterer, die Jacke vor, während der Tuchrock noch durchaus nicht allgemein und erst neueren Ursprungs ist. Sonntags

trägt man eine schwarze, tuchene, mit dickem, weißen Wollenzeuge gefütterte Jacke (die gewöhnlich „Schwubbjack“ oder auch „Kock“ genannt wird), lang über den Bauch fallend und hinten in einem kleinen gefalteten Schooße endigend. Dieselbe hat einen Stehkragen und zwei Reihen rundlicher, oben abgeplatteter, zinnerner oder silberner Knöpfe, wird aber sehr selten zugeknöpft. Alltags trägt man statt ihrer eine gestrickte, wollene, gewöhnlich grau und weiß gestreifte Jacke von gleicher Form. Die Weste ist eine Art des alten Wamses, in der unteren Hälfte ringsum zu und nur in der oberen Hälfte geöffnet, so daß sie über den Kopf gezogen werden muß und deshalb bezeichnend „Krup-in“ (Kriech hinein) genannt wird. Sie ist von „Bömsied“ oder von Tuch mit einer Reihe sehr nahe aneinander stehender blanker Knöpfe. Das Beinleid, welches ohne Hosenträger nur durch einen großen sichtbaren und einen kleineren versteckten Knopf lose um die Hüfte gehalten wird, daneben eine offene, aber durch viele Falten verdeckte Schlitz hat und sehr weit ist, besteht aus schwarzer Leinwand, reicht nur bis zu den Knien und wird hier durch in Schleifen herabhängende leberne Bänder ohne Schnallen zusammengehalten. Weiße Strümpfe, jetzt meistens hohe Stiefeln, ein sehr dickes, lose um den Hals geschlungenes Tuch, dessen Zipfeln lang niederhängen, und der kleine runde, schon beschriebene Hut vollenden den Anzug. Mützen und Cylinderhüte, zumal letztere, sind in dieser Gegend noch Seltenheiten.

Gleich wesentliche Verschiedenheiten zeigt die weibliche Tracht. Die Röcke sind Alltags roth, Sonntags (zum Kirchengehen und zum Leichengefolge) schwarz, die Strümpfe ursprünglich stets roth, doch jetzt auch häufig weiß. Daneben sieht man an diesen Bäuerinnen nur wenige weiße Leinwand. Die Alltagsmützen sind einfach schwarz und mit keinem oder gar keinem Striche; Sonntags aber ist der Strich fast fußbreit, oben auf dem Kopfe weit absehend und an den Wangen sich anschließend. Dazu ist das Band schwarz, ebenso dasjenige des kleinen, nur den Oberkopf schüsselförmig bedeckenden Spanhutes. Das Nieder ist schwarz, mit rothem oder schwarzem Bande umsäumt, an der Brust durch einen bunten Laß („Boschen“) geschlossen, das Tuch Alltags meistens bunt gestreift, Sonntags

schwarz, beim Abendmahl weiß. Die Schuhe werden auf dem Vorfuße entweder einfach mit einer Schleife von lebernen Riemen oder auch mit einer viereckigen Schnalle zusammengehalten. — Die ganze Tracht aber ist entschieden weniger geschmackvoll, als die bunte, namentlich sind die großen Mützenstriche häßlich, und dies fällt um so mehr in die Augen, als die Frauen dieser Gegend an und für sich nicht so wohlgestaltet sind, wie diejenigen von sächsischer Abstammung. Ein kleiner, schwarzer Muff und schwarze, auf der Oberseite bunt ausgehäute Handschuhe, meistens ohne Finger, gehören eng zur Tracht der schwarzen Bäuerinnen, welche man auch auf dem Dorfe nur sehr selten in Hemdsärmeln sieht, namentlich nicht, wie die bunten Bäuerinnen, beim Tanze und vorzugsweise bei warmer Witterung.

Der Ursprung dieser sehr alten Tracht, welche an diejenige der altenburger Bauern erinnern soll, ist mit einiger Sicherheit nicht nachzuweisen, ruht aber, wie schon erwähnt wurde, höchst wahrscheinlich in der slavischen Zeit Mecklenburgs. Sie ist dem strengen und ernstesten Wesen der Leute sehr angemessen, verschmäh't alle äußere Zierrath und genügt, wie das Volk, sich selbst. Damit steht denn der strenge Conservatismus dieser Leute im Zusammenhang, ihre sehr ausgeprägte Sitte und ihr Festhalten an alten Ueberlieferungen. Diese schwarze Tracht gestattet auch nur sehr wenige sociale Unterscheidungszeichen; sie ist unter allen Classen der Bevölkerung fast dieselbe. Das ist bei der sächsischen, bunten Tracht etwas anders; man merkt an dieser doch einige Standesverschiedenheiten, namentlich bei den Frauen. Die Frau des Bauern, der seine vier oder gar sechs Pferde im Stalle hat, will sich doch auch äußerlich etwas unterscheiden von der Frau des Bübners, welcher seinen kleinen Acker mit fremder Hülfe bestellt, oder gar von der Frau des Tagelöhners, der seine Parcellen mit dem Spaten bearbeitet. So etwas versteht sich von Rechts wegen; „Schultenmutter“ ist doch eine ganz andere Person, als „Möllersch“ oder „Meiersch“, die bloß im Rathen wohnen, und warum soll sie das nicht zeigen? Sie hat nicht bloß das am meisten ernste Wesen und — wenn möglich — den größten Dickbauch, sondern auch das zumeist goldene Tuch, die zumeist

goldene Mütze u. s. w. Und dies wirkt wieder auf ihr Selbstbewußtsein in einem ganz bedeutenden Grade zurück. So unbedeutend an und für sich die einzelnen Eigenthümlichkeiten der Leute uns erscheinen, windet sich doch eine mit der anderen zu jenem Bande, welches das Volk umschließt und das Zusammenhalten seines Wesens und seiner Sitte befördert.

Man erkennt dies recht, wenn man die südblichen Bauern, namentlich diejenigen in der Gegend von Ludwigslust, Grabow und südlich von Parchim, mit den nördlichen zusammenstellt. Auf ihre Charakterverschiedenheit haben wir schon früher hingedeutet; darf man es nicht als einen Ausfluß derselben betrachten, daß sie sich auch hinsichtlich der Tracht von jenen wesentlich scheiden? Die verschiedenartige Lebensweise wirkte auf das innere Wesen zurück und dies hat wieder die Zuneigung zur angestammten Tracht gelockert: wir begegnen einem sehr großen Theile dieser Leute im rein städtischen Rattun-Kamisol. Wams und Kittel sind verschwunden, auch der Sonntagsrock ist derjenige der unteren städtischen Classen. Nur wo in dieser Gegend geschlossene Dorfgemeinschaften sich finden, hat sich auch die alte Tracht erhalten (z. B. in der Gegend von Lübbeen, der früheren Zabelheide und Dömitz); aber auch hier herrscht sie mehr in dem Kreise der besitzenden Bauern, als der Tagelöhner. Neue bilden immer den conservativsten Theil der Bevölkerung; letztere gehen der Arbeit wegen, zumal da, wo in minder fruchtbarer Sandgegend sehr große Dörfer liegen, fast täglich in die Städte und nehmen hiedurch die Sitte der letzteren an sich. Bei den Frauen dieser Landestheile wiederholt sich die gleiche Erscheinung, die Schürzen, Tücher und Säden, welche sie tragen, sind fast durchgehends genau diejenigen der städtischen Diensthoten.

Der Gesamtcharakter eines Volkes läßt sich nur dadurch genau erkennen, daß man die einzelnen Seiten oder Aeußerungen desselben heraushebt und wieder zu einem Ganzen vereinigt. Das ist nicht nur für die Volkskunde wichtig und von Interesse, sondern es giebt demnächst auch einen festen Maßstab zur Behandlung und zur Beurtheilung des Volkes im Ganzen und der einzelnen Personen an die Hand.

Das Volksleben.

I. Familienleben und Alltagsküche.

Hat der Leser mit uns der Leute Charakter, ihre Wohnungen und ihre Tracht kennen gelernt, so lasse er sich jetzt einführen in das häusliche Leben derselben. Es bleibe auch hier Alles bei Seite, was sich nur als Folge moderner Verflachung darstellt, denn wir hoffen und wünschen, daß dieselbe nur eine vorübergehende sein möge, so sehr es auch mit tiefstem Schmerze erfüllen muß, wenn man sieht, wohin es gerade jetzt in vielen Familien mit der ehrwürdigen, dem germanischen Wesen grundägenen Heilighaltung des häuslichen Lebens, des Familienverbandes gekommen ist, wenn man erkennt, wie heilige Bande sich allmählig lockerten und Vater, Mutter, Mann und Frau so häufig Worte ohne Kraft und tiefere Bedeutung geworden sind. Diese Betrachtung tritt uns nur zu oft entgegen gerade aus den Kreisen Derjenigen, deren Existenz recht eigentlich in dem Familienleben ruht und in ihm ihre Weihe und ihr Lebensglück zu finden angewiesen ist. Um so erfreulicher ist die kräftige Reaction, welche jetzt überall sich geltend zu machen beginnt und durch Erweckung und Belebung der sittlichen Selbstständigkeit die tiefere Sittlichkeit des Lebens, die höhere Weihe des Familienbandes zurückzurufen oder zu befestigen bestrebt ist. Wir werden nicht zweifeln dürfen an dem Erfolge dieses hohen Strebens, wenn wir erkennen werden, wie doch im Volke ein trefflicher Kern guter Sitte und herzlichster Treue vorhanden, wie trotz mancher Auswüchse doch der innere Mensch tüchtig, frisch und gesund geblieben ist. Dies zeigt sich namentlich in den ländlichen, bäuerlichen Kreisen unserer Bevölkerung, welche wir bisher betrachtet haben, und welche wir auch hier allein berücksichtigen wollen, theils um unser Gesamtbild einheitlich abzuschließen, theils weil dieser Theil des Volkes, wie überall so auch hier, derjenige ist, auf welchem die übrigen fußen, weil sie aus ihm hervorgehen und durch ihn mit immer neuer Kraft und Frische gesättigt werden.

Wie nun alle bauerlichen Verhältnisse sich als etwas in sich abgeschlossenes darstellen, so ist es auch mit den Familienverhältnissen der Fall. Jedes einzelne Mitglied hat seine ganz bestimmte Stellung, welche ihm durch die Sitte angewiesen ist und nicht leicht überschritten wird. Es versteht sich, daß Vater und Mutter die Häupter der Familie sind, in Hinsicht auf ihre Kinder und Untergebenen zwar zu gleichen Rechten, unter einander jedoch in Gemäßheit der höheren Ordnung nach dem Befehle Gottes: „Und er soll ihr Herr sein“. Der Vater steht der Verwaltung des äußeren, die Mutter derjenigen des inneren Hauswesens speciell vor; Ersterer beaufsichtigt und beschäftigt die Söhne, Letztere die Töchter. Es wird sich nicht leicht finden, daß die Mutter bei Lebzeiten des Vaters ihr Gebiet mit Bewußtsein überschreitet, auch wenn sie, was nicht selten der Fall ist, das Zeug dazu hat. Zwischen den Kindern jeden Geschlechts besteht eine ganz feste Rangabstufung, sowohl hinsichtlich ihrer Stellung in der Familie selbst, wie hinsichtlich ihrer Beschäftigung, und es folgt dieselbe durchaus nach dem Rechte der Erstgeburt. Der älteste Sohn, bei den grundbesitzenden Familien auch officiell der „Gehöftserbe“ genannt, nimmt nach dem Vater den Ehrenplatz ein und führt bei der Arbeit, sobald er das erforderliche Alter hat, eine Art Oberaufsicht, die ihn freilich nicht von der Arbeit selbst befreit. Er hat vielmehr ebenso, wie seine Brüder, von der Pike auf dienen müssen, d. h. er begann im Alter von 8 bis 10 Jahren als „Gänsejunge“, avancirte dann zum „Schaf-“ und „Kuhjungen“, nach seiner Confirmation zum Knecht, und zwar zuerst zum Dörsen- oder Klein-Knechte und dann zum Pferde- oder Groß-Knechte. Pferd-knecht zu werden, ist das einstweilige Ziel des Jungen, unermüdet läuft er neben dem pflügenden Bruder her, übt sich in den Kunstausdrücken „Sü“ und „Hott“, im Knallen mit der lebernen Peitsche und im Flöten mit dem Munde, worin diese Leute eine ungemeine Fertigkeit besitzen. Siebt der Bruder ihm später einmal die Zügel, so schwelgt er im Vorgefühl seiner einstigen Würde. In gleicher Weise wie bei den Söhnen ist die älteste Tochter Großmagd, die zweite Kleinmagd u. s. w.; auch hier findet eine Stufenfolge statt, welche bei dem Federvieh beginnt und im

Departement der Küche endigt. Die Küche bleibt, wie gesagt, das Reservat der Hausfrau. Nach der Rangstufe, welche jedes Familienglied erreicht hat, richtet sich auch der Lohn, welchen es bezieht (jedoch nur von der Confirmation an) und welcher zwischen 14 und 24 Thlr. für die Söhne, zwischen 10 und 18 Thlr. für die Töchter jährlich beträgt.

Zu fremden Dienst sendet der Bauer seine Kinder selten und ungern, wenn es geschieht, nur auf deren eigenen Wunsch. Selbst wenn er deren viele hat, behält er sie doch am liebsten bei sich im Hause und vertheilt seine Arbeit etwas mehr. Sein Familiensinn geht so weit, daß er beim Mangel eigener weit lieber die Kinder seiner Verwandten, als fremde Knechte zu sich nimmt. Auch wenn der Vater gestorben ist und der älteste Sohn die Hufe übernommen hat, bleiben die Geschwister doch meistens bei ihm, die Schwestern bis zu ihrer Verheirathung, die Brüder auch dann, wenn sie selbst eine Ehe eingehen. In diesem Falle ziehen sie in den zum Gehöfte gehörenden Rathen. Aber mit dem Erbantritte und der Verheirathung des ältesten Bruders tritt dennoch eine Veränderung insofern ein, als die Geschwister nun allmählig in die Stellung bloßer Diensthöten übergehen und die Angehörigen des Ältesten nun die Familie allein bilden. Dies Alles geht aber immer in so geregelter und friedlicher Weise vor sich, wie es nur die Macht der im innersten Leben wurzelnden Sitte zu bethätigen vermag. Es ist in dieser Hinsicht das Familienleben ein vom Vater auf den Sohn überliefertes und man folgt der hergebrachten Gewohnheit, ohne viel nach ihrem Grunde oder gar nach ihrem Rechte zu fragen. Die Gehöfte sind in unserem Lande ja häufig von einer solchen Größe, daß sich bei einer ein- und selbst mehrmaligen Theilung recht gut noch die Familien ihrer neuen Besitzer würden ernähren können. Aber trotzdem haben, wie wir uns mehrfach überzeugt haben, selbst wo nur zwei Brüder vorhanden waren, die jüngeren Geschwister keinen Gedanken an eine Theilung der Hufe, sind oft sogar weit entfernt, den öconomischen Vortheil einer solchen zu erkennen. Es gründet sich dies offenbar mit auf einem Mangel wirthschaftlicher Einsicht, weit mehr aber auf dem allen besitzenden Classen

einer Ackerbau-Bevölkerung gemeinsamen Widerstreben gegen die Theilung von Grund und Boden überhaupt.

Wie das äußere Verhältniß zwischen Eltern und Kindern, so ist auch das innere bis zu einem gewissen Grade durch die Sitte geregelt. Die letztere übersirnißt überhaupt das innere Leben der Leute in einer solchen Weise, daß man die Herzlichkeit und Innigkeit desselben nur sehr selten erkennen kann. Jene erscheinen fast nach allen Richtungen hin weit mehr verständig, praktisch und kalt, als herzlich und warm. Beweise wirklicher Liebe findet man trotzdem zwar genug, aber selten oder gar nicht Aeußerungen der Zärtlichkeit und Innigkeit, am seltensten zwischen Eltern und größeren Kindern. Ein Handschlag, ein Gruß vertreten die Stelle wärmerer Zeichen der Zuneigung; der Frau giebt man auch wohl ein Geschenk als Zeichen der Erinnerung oder Liebe, den Kindern aber höchst selten, und selbst das Weihnachtsgeschenk ist, wo es außer Eßsachen überhaupt ein solches giebt, durch die Sitte vorgeschrieben: für die Söhne eine Weste, für die Töchter ein Tuch oder für Beide an Stelle jener ein Geldgeschenk, wie es jetzt zum Nachtheil für die Beschenkten leider häufiger geworden ist. — Der kindliche Gehorsam wird streng gefordert und gewiß seltener verweigert, als in allen übrigen Bürgerclassen des Staates; die gegenseitige Achtung der Eheleute wird durch Untreue und häuslichen Zwist fast nie unterbrochen, der Frieden in der Familie gewahrt und äußerst selten gestört. Das Alles erkennt und thut man als eine Pflicht und Schuldigkeit; der grundehrliche und tiefstrenge Charakter dieser Leute entzieht sich einer anerkannten Pflicht mit Bewußtsein nie, gewiß dann nicht, wenn diese Pflicht ausdrücklich im göttlichen Worte verordnet ist. Das ist ja etwas sehr Lobenswerthes, was die Ordnung und den Frieden im häuslichen und bürgerlichen Leben bewahrt und kräftigt; aber es entbehrt dies Leben jener höheren Weihe, welche die Erfüllung der Pflicht dem Menschen zur Lust und Freude macht. Diese höhere Blüthe des Lebens darf man bei einem Volke, dessen Lebensgrundlage die Sitte und Gewohnheit bildet, nicht suchen. Speciell im Familienleben, mit welchem wir es hier zu thun haben, kann sich dieselbe kaum entfalten. Denn schon der erste Ursprung desselben, die Verheira-

thung zweier Menschen, ist hier nichts weniger als ein aus innigster Herzlichkeit und Liebe hervorgegangener.

Der vorherrschend praktische und verständige Sinn, welcher den jungen Mann vor allerlei Extravaganzen im Leben bewahrt, verläßt ihn nicht, wenn er auf die Freite geht. Er behält auch hier die Augen offen und verirrt sich selten zu einem Mädchen, welches den Eltern nicht anständig sein würde. Namentlich die Mütter sind es, welche hier ebenso den Ausschlag geben, wie sie unter allen Ständen die Wahrerinnen des häuslichen Anstandes sind. Dieser aber ist bei Anknüpfung einer Ehe von sehr vielen Rücksichten bedingt. Zuerst ist es stets ein allgemeiner Wunsch, daß das Mädchen demselben Dorfe angehöre, in welchem der junge Mann wohnt, dem Principe der dorfslichen Gemeinschaft entsprechend; denn eine Fremde ist, wie man sich ausdrückt, „mit anner Water bößt“ (getauft). Sodann muß der Stand der Braut demjenigen des Bräutigams entsprechen, dem Principe der Familiengeschlossenheit gemäß; es ist noch heutigen Tages eine Seltenheit, daß Jemand sich unter seinem Stande verheirathet. Auch sind die aus Letzterem entstehenden Folgen bei dem Sinne der Leute keine wünschenswerthe, besonders in dem Falle nicht, wenn die Frau höheren Standes ist, als der Mann. Sie wird in diesem Falle das Bewußtsein ihrer Abkunft immer bewahren und es ist in solchen Familien der Unfriede weit häufiger anzutreffen, als unter verheiratheten Ebenbürtigen. Man findet es deshalb gar nicht selten, daß in einer kinderreichen Familie die jüngeren absichtlich ehelos bleiben, weil sie keine standesgemäße Partie haben finden können. Sie bleiben alsdann, die Würde ihrer Abstammung bewahrend, bis zu ihrem Tode bei dem Gehöftsbesitzer im Dienste. Unter solchen Verhältnissen kann es nicht fehlen, daß die Ehen häufig von den beiderseitigen Eltern verabredet werden, namentlich wenn es sich um Bauer-Söhne und Töchter handelt, und in diesen Fällen spielt auch der Besitzpunkt eine nicht unwichtige, oft sogar den Ausschlag gebende Rolle. Wenn sich aus solchen Verbindungen dennoch friedliche und freundliche Ehen entwickeln, so beruhet dies eben wieder darauf, daß die Gewalt der Sitte überwältigend ist und daß das längere Zusammenleben die den Leiden-

chaftlichen Einwirkungen sich nicht überlassenden Individuen immer enger und fester verbindet.

So sind es drei concentrische, aber alle in sich fest zusammengehörige und geschlossene Kreise, welche das bäuerliche Leben zwar nicht nach Außen abschließen, aber doch umringen und nach Innen zusammenhalten: die Kreise der Familie, des Gehöftes und der dorfslichen Gemeinschaft, alle von Regeln und Rücksichten umgeben, welche auf der Grundlage der Sitte beruhen, gewissenhaft bewahrt und nicht ohne Noth aus freiem Antriebe durchbrochen werden.

Einfach, wie die geschilderten Verhältnisse, ist auch das tägliche Leben der Leute. Des Tages hindurch nimmt die ländliche Arbeit sie in Anspruch, welche in den Dörfern während der Sommerzeit bis 7 Uhr Abends (in der Ernte länger), während der kürzeren Tage bis zum Sonnenuntergange dauert. Die allgemeine Wohnstube ist der Familien-Versammlungsort, in welchem die Mahlzeiten eingenommen und im Winter die Abende hingebacht werden. An den Sommerabenden versammeln sich die jungen Leute vor der Hofthür und erzählen einander gern schmurrige Geschichten (Kreter hat solche in „Käuschen und Niemels“ in niederdeutscher Mundart verficirt), bis der Nachtwächter „tutet“ und sie eiligst ihre Betten suchen. An den langen Winterabenden sitzen Alle um den großen eichenen Tisch, der Hausvater auf seinem bestimmten Platze, die Uebrigen nach ihrem Belieben. Eine Thranlampe, wenn's hoch kommt, ein Taglicht verbreiten spärliche Helle; Mutter und Töchter spinnen oder schälen Kartoffeln zum morgenden Essen, der Vater lieft zuweilen, während die Söhne Kellen und Löffeln schnitzen oder Weidenkörbe flechten. Hin und wieder giebt ein besonders gewitzter Burche den übrigen Räthsel auf oder macht ihnen Kunststücke vor, die er aus der Stadt mitgebracht hat (dies ist eine Lieblingsbeschäftigung). Noch häufiger aber spielen alle Männer Karten: Solo, Scherwenzel, Fünfkart, Dreiblatt, Schafskopf, Hund, Sechsendsechszig und ähnliche Spiele. Jeder hat seine kurze Pfeife, mit F. F. Grünem Jäger-Taback gestopft, im Munde, die Mütze auf dem Kopfe, und ist bemüht, die Atmosphäre in der niedrigen Stube angenehm zu machen,

wozu auch die Brutgans hinter'm Ofen das Ihrige beiträgt. Da fallen denn bald die Augen vor Dampf und Müdigkeit zu, und zwischen 8 $\frac{1}{2}$ und 9 Uhr begiebt sich ein Jeder in die Federn, um am nächsten Tage um 5 Uhr früh seine Arbeit wieder zu beginnen. Sonntags begiebt sich Jeder, der nicht zur Aufsicht im Hause bleiben muß oder sonstige notwendige Abhaltungen hat, gern in die Kirche; Nachmittags geht man zum Einkausen in die Stadt oder ruht aus und bringt seine Sachen in Ordnung. Abends sitzt man wieder in der Stube oder geht zu einem gemeinschaftlichen Kartenspiel bei mäßigem Trunke in den Krug. Vielleicht giebt es auch einen Tanz in der nahen Stadt, sonst kehrt man von dort stets zu rechter Zeit nach Hause. In den Krügen auf dem Lande sitzen die Leute nie spät beim Spiel; früh auf und früh zu Bette ist eine goldene Regel, der sie durchweg huldigen. Im Sommer, wo die Zeit des Schlafens kurz und die Arbeit schwer ist, halten sie gern ein Stündchen Mittagruhe, die jungen Leute auf einem Bunde Stroh im Stalle, oft unter der Pferdekrippe oder wo sie sonst kühl und weich liegen.

Wir wollen die Familie einstweilen schlafen lassen und uns während dessen in der Küche nach dem Speisezetteln umsehen. Das Feuer auf dem Herde ist zwar erloschen, die letzten glimmenden Kohlen sind sorgsam bedeckt, damit sie bis morgen früh zum schnelleren Ansachen der Gluth vorhalten, die Hauskatze wärmt sich an der Asche, aber neben ihr steht schon der große mit Kartoffeln gefüllte Kessel. Die sind zum ersten Essen morgen früh bestimmt, ehe die Leute zu Felde gehen; mit Speck in Wasser gekocht („Suppkantüßeln“) geben sie ein wärmendes und, was die Hauptsache ist, den Magen sogleich tüchtig füllendes Gericht. Caffee wird immer noch selten getrunken, wahrscheinlich schon deshalb, weil man ihn doch nicht in der Menge consumiren kann, wie jenes Kartoffelgericht; dafür schreibt man ihm aber auch große, stärkende Kräfte zu. In manchen Gegenden ist man als erstes Morgengericht eine Milchsuppe mit Roggen-Sichtmehl gekocht, Mehlbrei („Sanft = Lieschen“ scherzweise genannt). Wieder in anderen, namentlich in den südlichen Theilen des Landes, trinkt man Eichorriencaffee in Menge und isst dazu Butterbrot; die Frauen nehmen statt

der Butter gern Syrup zum Brote („Syrupsbutterbrot“) und sparen den Zucker. Dies erste Essen heißt „Morgenbrot“; ihm folgt um 8 Uhr das „Hochmilt“, auch „Smt“ (Smbiß) oder „Kleinmittag“ genannt, wobei man Brot und Speck verzehrt, auch wohl einen „Schluck“ Branntweins zu sich nimmt, gewöhnlicher aber ein Glas selbstgebrannten Bieres, welches mit gelben Wurzeln (*Daucus carota*) abgekocht und versüßt worden. Vom Kleinmittag nimmt man sich oft vorsorglich ein Stück Brot mit, um dem Magen etwas bieten zu können, wenn er „grölen“ (brummen) wird. Um 12 Uhr folgt das Mittagessen, welches Alltags aus Kartoffeln besteht, die mit Wurzeln, Rüben, Kohl oder was sonst die Jahreszeit bietet, zusammengekocht sind. Für jedes Familienglied liegt in der Schüssel ein Stück Speck oder Schinken, auch wohl ein Rest des Sonntagsfleisches. An wichtigeren Tagen und Sonntags giebt es Pfannkuchen, Klöße und Backbirnen und Bäckäpfel (letztere „Appelbackbeeren“ genannt), ein sehr beliebtes Essen, dicken Reis mit gekochtem Rind- oder Hammelfleisch („Grapenbraden“) und getrockneten Pflaumen u. dgl. m. Reis und Klöße („Klump“) sind die größten Liebesspeisen; das beliebteste Fleisch ist Schweinefleisch, namentlich Rippenbraten, der mit Pflaumen ausgestopft ist. „Gößsbraden — sagen sie — soll de best sien, äwer Swiensbraden ist't.“ — Um 4 Uhr Nachmittags kommt das „Abendbrot“, aus Brot und Butter oder Speck und Schinken bestehend, und um 8 Uhr Abends schließt man mit der „Nachtkost“, wieder ein Kartoffelgericht mit Zuthat, jedoch diesmal gewöhnlich ohne Fleisch. (Mussäus in Lisch, Jahrb. III.) Milchspeisen ist man im Allgemeinen gern, aber nicht oft, erst in der neueren Zeit häufiger. Von Kartoffeln ist man durchschnittlich kein großer Freund, obwohl man genöthigt ist, sie zur Füllung des Magens zu verzehren; es giebt manchen Bauern, der sie gänzlich verschmäht. Aus ungegohrtem Roggenmehl bereitetes Brot, Schwarzbrot, ähnlich dem westphälischen Pumpernickel, ist die Hauptnahrung. Die Städter, denen man im Ganzen nicht gerade günstig gestimmt ist, nennt man scherzweise „Kantlöffelbilk“, dicke rothe Nasen „Kantlöffel-sunt“; ein wohlbehäbiger Bauersmann aber klopft schmunzelnd auf seinen

„Speckbut“. Wenn Speck und Brot reichlich vorhanden, dann hat es mit dem Verhungern keine Noth; der Tagelöhner, welcher auswärts arbeitet, lebt oft wochenlang — mit Ausnahme der Sonntage — von nichts Anderem.

Wasser trinkt der Bauer nur beim größten Durst und wenn er nichts Anderes hat; sein gewöhnliches Getränk ist gelinde säuerliches, mit Wurzeln etwas versüßtes Bier und hie und da ein Schnaps. Letzterer ist, wie Scorpionöl äußerlich, ein Radicalmittel gegen alle möglichen inneren Uebel, zumal gegen „Wasser in den Stiefeln.“ Uebermaß ist jedoch im Ganzen selten, wozu freilich der Umstand mit beiträgt, daß diese Leute große Mengen starker Getränke vertragen können. Starkes, s. g. bairisches Bier trinken sie zwar gern, es steigt ihnen aber merkwürdig leicht zu Kopfe.

So ergößliche gastronomische Anekdoten, wie Niehl sie von den Pälzern berichtet, können wir aus dem Leben unseres Volkes nicht aufweisen; der Mecklenburger ist im Allgemeinen weder in den höheren, noch in den niedrigeren Classen ein Gastronom. Das Charakteristische seiner Küche ist nicht das Leckere und Zarte, sondern das Schwere und Massenhafte. Statt der süddeutschen weichen Knüdel aus Kartoffeln oder Weizenmehl ist man hier harte Klöße aus gesiebtetem Roggenmehl; statt der zarten Braten Schinken, Speck, Rind- und Schweinefleisch; statt des Weizenbrotes, welches hier für einen Leckerbissen („Stuten“) gilt, grobes Roggenbrot. Obgleich der See nahe, ist der mecklenburgische Bauer nicht gern Fische, mit denen er seine Kartoffeln nicht fett machen kann; höchstens befaßt er sich mit „Blitt“ (Plattfischen) und „grünen Heringen“. Dies ist jedoch in einzelnen Gegenden anders; z. B. bei Dargun sieht man bei festlichen Gelegenheiten Fische in Menge und als Lieblingsgericht auf dem Tische. Im Mittelalter war, wie die bekannte originelle Grabchrift in der Bülloven = Capelle der Doberaner Kirche bezeugt, die Kringel-Kalteschale ein Leibessen; damals war aber auch das im Lande gebraute Bier ausgezeichnet und berühmt. Unter den mittleren Ständen wird erstere noch häufig und gern gegessen, auch der Bauer versüßt sein

selbstgebrautes Bier sehr gern mit Honig. Die Butter, welche man zum Brote genießt, wird ziemlich stark gefalzen; Käse ißt man aber nicht gern, er ist nicht fett genug. Entweder schmiert man die Butter „fingersdicke“ oder man nimmt Speck und Schinken zum Brote. Auch Wurst ißt man gern, die geräucherte, grob gehackte „Knackwurst“. Der hungernde Schusterjunge, welcher den Pechdrath ziehen muß, singt nach einem Volkswitze: „Rees un Brot dat mag ic nich, Fleisch un Brot dat krieg ic nich, Meistersch', gew't mie Wurst!“ Damit ist die Rangordnung dieser Lebensmittel bestimmt, Fleisch ist das über allem Wunsche stehende. „Obstmus“ (Obstlatwerge), welches der Süddeutsche gern ißt, bekommen hier höchstens die Kinder, der Bauer würde es zum Brote sicher verschmähen. Weil er selbst nur wenig Käse verbraucht, pflegt er auch zum Verkaufe ihn selten zu bereiten. Früher sah man den aus Buttermilch verfertigten „Pimkäse“ (Handkäse) häufiger in den Straßen feil bieten, manche Hauswirthschaft bereitet sich auch jetzt noch denselben zum Hausbedarfe, aber beliebt ist er nicht gerade; er wird hart gebrüt oder geräuchert und zum Verbräuche geschabt. Dagegen bürgert sich auch bei uns, wie Niehl vom ganzen nördlichen Deutschland bemerkt, die Frankfurter Wurst mehr und mehr ein. Da sie, wenn auch feiner, doch mit der echten Bauerwurst sehr ähnlichen Geschmack hat, so darf man sie wohl als volksthümlich bezeichnen.

Die Gerichte unserer Volksküche entsprechen einerseits dem kälteren und feuchteren Klima unseres Landes; sie sind schwer und fett. Andererseits stehen sie auch mit dem Charakter der Leute durchaus im Einklange; sie sind einfach und derbe, ungekünstelt. Auch in den höheren Ständen ist, wie schon erwähnt wurde, die Nahrung verhältnißmäßig einfach, die Zubereitung ebenfalls. Das Volk hat außer Zwiebeln und Salz eigentlich keine wirzende Zuthat, Senf und Pfeffer werden wenig verbraucht, auch in den Städten bei weitem nicht in dem Maße, wie in Süddeutschland. Die Volksküche beschränkt sich auf wenige Gerichte, denn man steht beim Essen nicht sowohl auf das Was und Wie, als auf das Wieviel. Reichlich muß Alles vorhanden sein; unglaubliche Mengen schwerer Nahrungsmittel

werden in — wenn es gilt — stundenlangen Sitzungen eingenommen, wofür man selbst die Bezeichnung „einpacken“ oft gebraucht. Wenn der Mensch vom Tische aufsteht, sollen alle Ecken und Winkel im Magen gefüllt sein, und damit dies gelinge, ißt man nicht gern zu dünne Speisen, auch die Suppen müssen von einer solchen Beschaffenheit sein, daß der Löffel in ihnen aufrecht stehen kann. (So verschmäht der Bauer oft die schönsten Suppen, wenn sie zu flüssig sind, z. B. Bouillon u. dgl.) Man arbeitet mit großer Behaglichkeit auf Dickbäuchigkeit hin und wer diese befißt, fühlt sich doppelt als Mann von Gewicht. „De Wind — sagt das Sprichwort — weihst wol Barg' tofamen, äwer keen dic' Blik“; die wollen mühsam kultivirt sein. Deshalb begießt man auch die leibliche Pflanze gern inwendig mit einem Schnaps nach jeder Mahlzeit, weil man der Meinung ist, daß derselbe, zu dieser Zeit genossen, eine mästende Wirkung habe. Eine gleiche schreibt man auch allgemein dem Speck und dem Mehl zu, dem hart gebackenen Brote aber eine vorzugsweise kräftigende. Wenn die Zähne erst schlecht zu werden beginnen, so daß man die sehr harte Kruste („Kürste“) des groben Brotes nicht mehr beißen kann, dann geht es mit der Kraft abwärts, man mag dazu thun, was man wolle, und ein Kind nimmt erst dann recht zu, wenn es in den Jahren ist, daß es tüchtige Mengen dieser Brotkrusten verzehren kann. Deshalb ist es allgemeine Sitte, das Brot recht hart auszubaden.

So reinlich die Leute im Allgemeinen, zumal hinsichtlich ihrer Kleidung sind, so „unnsasch“ (unsauber) geht es bei ihrem Essen her. Sie glauben, das Salz werde an die Speisen gethan, um den Magen rein zu scheuern, und das kann ja (scherzweise) ein Bischen Dreck auch. „Sand — hört man häufig — schilert den Magen rein“; deshalb ist eine kleine That dieses Artikels nicht von Bedeutung, ja es ist gar nicht selten, daß schreienden Kindern eine Messerspitze voll Sand in den Mund gegeben wird, um damit den vermeintlich in Unordnung gerathenen Magen zu reinigen. Man hat in dieser Hinsicht auf Kinder mädchen vom Lande wohl zu achten. Jene Gleichgültigkeit gegen die Reinlichkeit der Nahrung ist übrigens um so auffallender, als nicht leicht Einer zu Tische gehen wird,

ber nicht vorher die Hände, oft auch das Gesicht im Viehtroge gewaschen hätte. Wir sahen nicht selten, wie die Hausmutter mit ihrer keineswegs reinen Küchenschürze den Tisch abwischte und dann das Brot auflegte, welches doch allgemein das „liebe“ Brot genannt wird. Beim Mittags- und Abendessen wird gewöhnlich ein Tischtuch aufgedeckt, an dem man Finger und Mund abwischen soll. Darauf wird eine große Schüssel gestellt, welche das zusammengekochte Essen enthält und aus welcher Jeder mit dem Löffel direct in den Mund ißt. Teller werden zwar gewöhnlich gleichfalls aufgesetzt, nicht aber, um sie aus der Speiseschüssel zu füllen und aus ihnen zu essen, sondern nur damit sie das etwa vom Löffel Abfallende aufnehmen. Gabelspeisen ißt man überhaupt nicht gern, sondern mit dem Löffel das dicksuppig Zusammengekochte. Nach der Mahlzeit leckt man den Löffel von Holz oder Zinn ab, wischt ihn am Tischtuche rein und steckt ihn an einen in der Wand befestigten Riemen. In der neueren Zeit findet man es häufiger, daß Vater und Mutter oder Ersterer allein an einem besonderen Tisch essen; auch geht es in manchen Familien, wie wir nicht verhehlen dürfen, bei den Mahlzeiten jetzt sehr reinlich und anständig zu.

Im westlichen Theile des Landes, besonders unter den Rasteburger Bauern, trifft man überhaupt eine höhere Bildung und größere Verfeinerung des Lebens und der Sitten, als im östlichen und südlichen Theile. Mehrere Umstände wirkten zusammen, um jenes Resultat hervorzubringen. Die Hufen der Erstgenannten sind im Allgemeinen größer, als diejenigen der Letzteren, verstatteten dem Besitzer eine schnellere Entfaltung seiner Kräfte und nöthigten ihn zu umfassenderer Thätigkeit. Die Rasteburger sind persönliche Besitzer, nicht Pächter ihrer Hufen und weit weniger durch die großen Verheerungen betroffen, welche namentlich der Osten und Südosten des Landes während des dreißig- und siebenjährigen Krieges erlitten. Man darf wohl erwarten, daß diese Umstände, gerade wie sie die alte Sitte hier besonders rein erhielten, auch geeignet waren, dieselbe mit einer äußerlichen Verfeinerung zu umgeben. Wir haben früher schon mehrfach Gelegenheit gehabt, darauf hinzuweisen, daß mit dieser zugleich ein gewisser

Lurus in der Wohnung und der Möblirung derselben angetroffen wird, den man sonst nur ausnahmsweise im Lande findet.

Die Leute, deren Lebensweise wir geschildert, sind zu harter und anstrengender Arbeit berufen und durchgehends fleißig. Deshalb darf man auch mit ihrem großen Appetit nicht rechten; denn bekanntlich fährt nur Derjenige gut, welcher gut schmiert, und die durchweg kräftige Körperbeschaffenheit der Mecklenburger erfordert reichliche Nahrung. Es ist vielmehr erfreulich, daß diese Leute mit ihrer Kost überall zufrieden sind und sich wohl bei ihr befinden; sie tauschen dieselbe, wie wir oft genugsam erfahren haben, nicht mit den Erzeugnissen einer feineren Küche. „Wat de Buer — sagt man — nich kennt, dat itt he nich“. Namentlich haben sie einen großen Widerwillen gegen Alles, was sie „libberig“ nennen, was nicht derbe und fest ist, z. B. gegen Mehlspeisen, stark gewürzte Sachen u. dgl., auch lieben sie nicht den Zucker an der Nahrung. Es herrscht die Einfachheit, welche mit dem Festhalten an der alten Sitte in genauester Verbindung steht, im Hause, in der Tracht, der Nahrung, dem Wirthschafts- und Familienleben. In öconomischer Beziehung mag daraus immerhin, wie sich nicht wohl leugnen läßt, ein Nachtheil entstehen, insofern ein gewisses Zurückbleiben oder langsameres Fortschreiten die unvermeidliche Folge des Festhaltens am Alten ist. Aber für den Staat liegt darin auch ein unverkennbarer und gewiß ein überwiegender Vortheil, daß dieser Theil seiner Bevölkerung seine ursprüngliche Lebenskraft ungeschwächt und frisch bewahrt und dadurch im Stande ist, auf die dauernde Abschwächung der übrigen Bevölkerung immer von Neuem wieder eine belebende Wirkung auszuüben. Denn wo Kraft vorhanden ist, da ist diese überall berufen, nicht sich in sich selbst zusammenzuziehen und zu verengern, sondern — wenn auch nur in kaum merkbarren Uebergängen — aus ihren Kreisen herauszutreten, durch Verbindung nach Außen hin sich zu erweitern und zu vertiefen.

II. Familien- und Dorffeste.

Wo sich eine so strenge Eigenart und ein so geschlossenes Familienleben findet, wie bei den mellenburgischen Bauern, da wird es für eine Sittenschilderung derselben doppelt wichtig, diejenigen Momente zu sammeln, in welchen ein stärkeres Hervortreten der charakteristischen Eigenthümlichkeiten natürlich nothwendig wird. Es findet dies an solchen Tagen statt, welche für die Familie und für die dorfsliche Gemeinschaft von besonderer Wichtigkeit sind. An diesen Tagen läßt sich der Charakter der Leute am leichtesten durchforschen, nur muß man nicht in den Irrthum verfallen, dasjenige für gewöhnliches Wesen zu halten, was nur die Blüthe fröhlicher Festesstimmung ist.

Veranlassung zu solchen Festlichkeiten geben die hervorragenden Ereignisse theils des Familienlebens, theils des dorfslichen Lebens. Erstere, welche wir hier zunächst betrachten, treten nicht häufig ein; die Leute benutzen keineswegs jegliche Veranlassung, um sich einen lustigen Tag zu machen, sie gehen nur auf die Hauptmomente im Leben zurück, aber wenn diese eintreten, dann machen sie ihre Sache auch gründlich. Beides ist dem Volkscharakter gemäß. Der leichtblütige Süddeutsche belustigt sich über jede Kleinigkeit, weil es ihm nicht schwer wird, sowohl sich zu einer fröhlichen Stimmung zu erheben, wie auch aus dieser wieder in seine Alltagsstimmung zurückzukehren. Anders unser schwererer Norddeutscher, bei dem erst eine radicale Umwälzung vorgehen muß, ehe er in die rechte Stimmung kommt, die ihn dann aber auch gründlich ergreift und ihn nicht so bald wieder zur Alltagsruhe zurückfinden läßt. Schon dies erklärt, weshalb er sich selten eine wirkliche Festlichkeit macht; er beschränkt sich deshalb auf die drei wichtigsten Begebenheiten im menschlichen Leben: Geburt, Verheirathung und Tod. Diese drei geben ihm Veranlassung zum Familien-„Feste“, d. h. zur feierlichen Erhebung aus dem Zustande der Alltagsruhe. Wie nun aber der Bauer überhaupt nicht leicht Ursache und Zweck einer Sache aus den Augen verliert, so veranstaltet er auch eine Feierlichkeit hauptsächlich nur zu Ehren der Person in seiner Familie, auf welche

sich dieselbe ganz besonders bezieht: mit der Taufe ehrt er den Täufling, mit der Hochzeit den Bräutigam und die Braut, mit der Beerbigung den Verstorbenen. Aus dieser Grundanschauung erklärt sich manches Eigenthümliche, was namentlich bei der Beerbigung dem Beobachter auffällt und oft ganz unrichtig verstanden wird. Es folgt auch aus ihr, daß die Verheirathung wesentlich das wichtigste Familienereigniß ist, denn hier nehmen die betreffenden Personen selbst, und zwar in höchster Vollkraft, Theil an der Sache. Deshalb concentrirt sich die Summe aller Familienfestlichkeit in der Hochzeit, und es wird nun erkennbar, weshalb diese stets in einer scheinbar unverhältnißmäßigen Weise und mit sehr bedeutenden Opfern hergestellt wird. Für unseren Zweck ist eben darum auch gerade die Betrachtung der bürgerlichen Hochzeitsfestlichkeit von besonderer Wichtigkeit.

Aus der Kindtaufe wird durchgehends keine große Feierlichkeit gemacht, wozu auch wohl das Taufen im Hause, welches eine Zeitlang zu sehr eingebürgert war, das Seinige beigetragen hat. So großen Werth der Hofbesitzer auf die Geburt eines Stammhalters legt, so läßt er doch dessen Taufe ohne Sang und Klang vorübergehen. „Wat hett de Mütt dordan?“ Diese charakteristische Frage giebt den Standpunkt der Eltern an, wie sie auch zugleich zeigt, was die Leute bei der Festlichkeit vornehmlich suchen, und auf was ihr Blick hin gerichtet werden muß, damit sie die höhere Bedeutung derselben inniger erfassen lernen. Eins hängt hier mit dem Anderen zusammen; als früher die Taufen mehr in der Kirche stattfanden, da gab es auch größere Festlichkeit (im Sinne der Leute), jetzt feiert man die Taufe mit einem „Caffee nebst Stuten“, zu welchem sich die Patren versammeln.

Mit ganz anderer Energie giebt man der Hochzeitsfestlichkeit Raum. Bei dieser treten so manche Anklänge an ältere Sitten und Zeiten zu Tage, welche sich sonst sehr selten zeigen; hier giebt sich der Bauer so ganz in seiner Vollnatur, daß wir gewiß mit Recht den Leser durch den ganzen Verlauf einer solchen führen dürfen. Die Hochzeit ist es auch, bei welcher die Schranken, welche die Familie umgeben, einmal fallen; man kann sie nur ein Familienfest nennen, insofern sie aus dem Schooße der Familie

herborgeht, sonst ist sie ebensowohl ein Dorffest, weil während der Zeit ihres Verlauses das ganze Dorf nothwendig Theil nimmt. Es zeigt sich hier, daß der Kreis der dorfsichen Gemeinschaft eben nur der erweiterte Familienkreis ist. Ueber jene aber geht man nicht hinaus; sehr selten nehmen an der Hochzeit Auswärtige — versteht sich, soweit sie nicht befreundet oder verwandt sind oder honoris causa eingeladen werden müssen — Theil, und so giebt sich auch die Hochzeit wieder als einen Ausdruck für die dorfsiche Geschlossenheit zu erkennen.

Wenn ein junger Mann die Einwilligung der Eltern zu seiner Verheirathung erlangt hat, so versammeln sich zunächst an einem Sonntag Nachmittag die Alten des Dorfes zur gemeinschaftlichen Berathung über die Zeit und die Einrichtung des Hochzeitsfestes. Hinsichtlich der Zeit ist es Sitte, den Herbst zu wählen, wo nach beschaffter Ernte sich leicht einige Tage der Muße finden; für den günstigsten Tag hält man den Freitag, sobald er nicht auf den 13. oder 17. des Monats fällt. Diese Frage ist bald erledigt; wichtiger aber sind die anderen, was gekocht werden, wer eingeladen werden, welche Köchin man wählen solle u. s. w. Letztere ist eine Hauptperson des Tages, von der nicht bloß das Gedeihen der leiblichen Nahrung, sondern auch in ganz wesentlichem Grade das Wohlfühlen des Brautpaares und das Glück der Ehe abhängen. Deshalb darf man nur eine sehr erfahrene Person wählen, welche die Stelle der Hausfrau allseitig zu vertreten vermag. Oder wie, wenn man eine Köchin annähme, die nachlässig genug wäre, Fremde in die Töpfe blicken zu lassen, wodurch dem jungen Brautpaare unsehlbar etwas „angethan“ würde? Wie wenn die Köchin nicht verstände, böse Zauber der Feinde oder Neider (z. B. einen kreuzweise unter das Bratenfeuer gelegten Strohhalm u. dgl. m.) unwirksam zu machen, indem sie kreuzweise über die Schulter spuckt oder sonstige Gegenmittel anwendet? Wie wenn man eine Person wählte, die — selbst eine heimliche Feindin — rückwärts zur Thüre herein käme und dadurch den Ehesfrieden sofort hinausjagen würde? Man weiß ja, daß ein feindliches Gebahren nicht bloß auf die Eheleute und deren Glück, sondern sogar auf das Wohl und Wehe der Nach-

kommenschaft zurückwirkt. Deshalb und aus anderen ähnlichen Gründen ist also die Köchin eine höchst wichtige Person, deren Wahl aus der Ueberlegung aller Bauerväter und Mütter des Dorfes, unterstützt durch eine Raune Caffee's, nach gründlicher Beleuchtung und Erledigung aller Bedenken hervorgehen muß. Ist diese Berathung geschlossen, so folgt sofort eine neue: „Wer soll de Köstebibber sien?“ Diese Person, der Hochzeitsbitter, welcher die auswärtigen Ehrengäste feierlich einladen soll, den Pastor, welcher das Amt verrichtet, die Kaufleute, von welchen die Aussteuer genommen, die Verwandten auf benachbarten Dörfern u. s. w., diese Person darf der Familie keine Schande machen. Von Rechtswegen gebührt das Amt eines „Köstebibbers“ dem Großknechte des Brautvaters, welcher zugleich der Hochzeitsvater ist; aber es bleibt immer noch erst zu untersuchen, ob jener dazu den rechten Witz besitzt, ob er auch mit dem Brautpaare zu nahe verwandt, ob er verlobt ist u. a. m., was auf letzteres nachtheilig zurückwirken könnte.

Ist nun auf diese Fragen das Nöthige berathen und beschlossen, so beginnen die ernstlichen Vorbereitungen zum Feste. Kalb und Schwein werden tüchtig nachgemästet, damit das Schlachten und Kochen nach aller Wichtigkeit am Mittwoch vor dem Hochzeitstage beginnen könne. Das schönste Pferd des Stalles wird von der Arbeit zurückbehalten, tüchtig mit Hafer gefuttern und fleißig gestriegelt, damit es der Ehre würdig werde, den „Köstebibber“ auf seinem Ritze zu tragen. Mindestens während der vorhergehenden vierzehn Tage darf dies Pferd nicht gearbeitet haben und muß an den beiden letzten Sonntagen aufmerksam gepuzt sein; es würde sonst ganz gewiß ein Unglück geben. Am Tage der Einladung nun werden Mähne und Schweif des Pferdes in viele kleine Zöpfe zierlich geflochten, der Hochzeitsbitter selbst wird mit Sträußen von Flittergold, künstlichen Blumen und bunten Glasperlen am Hute, an der Brust und an den Achseln geschmückt, und so beginnt er seine Fahrt. Jede vorher bestimmte Familie wird einzeln eingeladen, und es ist Ehrensache für den Hochzeitsbitter, bis in die Wohnstube derselben zu reiten und hier in zierlich gesetzten Reimen seine Botschaft vorzutragen. Zur Erwiderung

derselben erhält er ein Glas Wein oder Branntwein, das Pferd aber — zuweilen auch der Reiter — ein langes buntseidenes Band, welches an einem der vielen Böpfe befestigt wird. Man wird sich vorstellen können, wie Roß und Reiter sich darstellen, nachdem 50 bis 100 Einladungen stattgefunden haben, und welch' ein Jubel es für die Jugend der kleinen Städte und der Dörfer ist, wenn der „Köstenbidder“ im Galopp und mit lautem Zauchen durch die Straßen reitet.

In einigen Gegenden des Landes, wo der Vater des Bräutigams der Hochzeitsvater ist, beginnt das eigentliche Fest schon am Abende des Donnerstages damit, daß die Aussteuer der Braut nach der Wohnung des Bräutigams „hingebblasen“ wird, wobei die verschiedenen Koffer oder Läden einzeln auf vierspännigen Wagen gefahren werden. Der blangemalte „Staatskoffer“, zur Aufnahme des besten Leinenzeuges bestimmt, nimmt als Hauptstück den ersten Wagen ein; die übrigen Koffer, je nach dem Reichthume des Brautvaters, folgen in einer Reihe, die dann auch wohl unter Musik- und Rehsenbegleitung mehrmals durch den Ort zieht. Die Thore aller Gehöfte sind weit geöffnet, nur dasjenige des Bräutigams ist sorgsam verriegelt und dieser stellt sich, als höre und sähe er von dem ganzen Aufzuge nichts. Es bedarf deshalb eines furchtbaren Geblases, begleitet von Peitschengeknall und Poltern an die Hofthüre, ehe er von dem vor derselben haltenden Wagen Notiz nimmt. Er stellt sich ganz verwundert und es kostet viele Bitten und kräftige Späße, die der „Köstenbidder“ zum Besten giebt, bis das Thor soweit geöffnet wird, daß die Wagen einziehen können. Eine ganz ergötzliche Scene, wenn die betreffenden Burschen tüchtigen Witz besitzen. Ihr folgt ein Tänzchen, um „die Beine zu morgen geschmeidig zu machen“

Am Freitage beginnt mit dem frühesten Morgen der Aufputz. Stundenlang ist die Braut unter den Händen schmückender Frauen, welchen gewöhnlich in den Domänen die Predigerfrau leitend zur Seite steht. Letztere hat auch die Pflicht, auf Verlangen den erforderlichen Putz zu liefern. In wirklich erstaunlicher Fülle des Glanzes tritt endlich die jungfräuliche Braut aus der Kammer hervor. Mit ihren besten neuen Zeugen,

meistens von schwarzem Tuche, bekleidet; mehrere lange buntseidene Schärpen um den Leib; mit weißem, reich in Gold und Silber gesticktem Hals- tuche und mehreren Halsbändern; vor der Brust, an den Seiten, an Ell- bogen und Schultern, selbst auf dem Rücken mit Sträußen von Flitter- gold und Glasperlen; auf dem Haupte die fußhohe Krone von gleichem Golde, Glasperlen, künstlichen Blumen und Silberdraht, an welchem lose befestigt kleine hölzerne Vögel hin und her schweben; in der einen Hand das Gesangbuch, in der anderen das Schmutztuch („Thränendaut“), so steht sie vor uns glückseligen Herzens und frohen Gesichts. Auf ähnliche Weise, jedoch minder reich und natürlich ohne Krone, sind die 2 oder 4 Brautjungfern geputzt. Auch der Bräutigam trägt gleichen Schmuck am Hute, an der Brust, oft auch an den Armen und ihm gleich zeigen sich die vier Brautführer. Auch von den übrigen Gästen putzen sich manche, was jedoch in ihrem Belieben steht. Mit reichbebänderten Pferden, welche der geschmückte „Köstenbidder“ reitet, ist der Brautwagen bespannt, ein gewöhnlicher Leiterwagen mit Stühlen oder Säcken; ihm folgen beliebig andere. Die Musik eröffnet den Zug und von ihren Klängen geleitet geht es in langsamem Schritte, höchstens in kurzem Trabe zum Kirchorte, wo die Trauung stattfindet.

Will nun der Leser dem ferneren Verlaufe der Festlichkeiten beinwoh- nen, so besteige er mit uns den Wagen. Wir schließen uns dem rück- fahrenden Zuge an, der dahergeraßt kommt, wie die wilde Jagd, daß die Funken stieben und die Musci mit aller Anstrengung ihrer Lungen den Instrumenten nur ohrzerreißendes Gequide entlocken können. Aber Musik muß sein, gleichviel wie sie ist, und da die Musci das wissen, so ersetzen sie die bei der Begeisterung der Fahrenden unmöglich gewordene Harmonie durch desto lautere Töne. Aber warum denn die Eile? Darum, weil der Schmaus, der Tanz unserer warten; wer dürfte da zögern, zumal der Weg weit ist! Kurz vor dem Dorfe fahren die Wagen, in welchen sich die Spielleute und der Hochzeitsvater befinden, etwas voraus, während die übrigen ihre Eile mäßigen. Dies geschieht, damit der Empfang der Gäste durch den Hochzeitsvater ordnungsmäßig vor sich gehen könne. Wir

kommen demnach mit den letzteren Wagen auf's Gehößt. Da stehen schon wieder die Musici und empfangen jeden Wagen einzeln mit schallendem Tusch zum größten Gaudium der umherstehenden Kinder, die regelmäßig jauchzend einstimmen. Die Gesellschaft steigt aus und nähert sich der großen Hausthüre. Plötzlich wird uns diese aber von dem Brautvater vor der Nase verschlossen. Wir sollen wahrscheinlich gute Worte geben. Einer versucht, durch solche Einlaß zu erlangen, ebenso vergebens, wie der Andere; die Braut klopft an und bittet um Oeffnung der Thüre, die aber verschlossen bleibt, bis sich endlich auch der Bräutigam zur Bitte versteht. Da macht der Hochzeitvater allerlei Einwendungen. Wenn die jungen Leute versprechen, im Hause friedlich und wie es christlichen Eheleuten gezieme, mit einander zu leben; wenn sie ihre alten Eltern ehren und lieb haben wollten, dann liesse sich noch eine Einkehr vermitteln. Der Bräutigam verspricht es hoch und heilig, worauf sich denn die Thür öffnet und der Hochzeitvater die jungen Eheleute zusammen über die Schwelle gehen läßt mit dem Wunsche, daß sie einst zusammen über dieselbe möchten hinausgetragen werden zur ewigen Ruhe. An diese schöne Empfangsseite reihen sich die Glückwünsche der Gäste, welche darauf sofort von den Schaffnern mit einem Willkommenstrunke erquickt werden. Zur Bekräftigung eines guten Wunsches gehört ja, daß er herzhaft betrunken werde; die Schaffner aber sind junge, dem Brautpaare nahestehende Bursche, welche auf Ordnung zu sehen und Aufwärterdienste zu verrichten haben, weshalb sie in Hemdeärmeln und mit weißen, zurückgeschlagenen Schürzen sich präsentiren.

Eine kleine Pause dient dazu, daß sich Jeder zum sofort beginnenden Mahle stärken möge; es ist dies sehr nothwendig, denn das Mahl ist ein solches, wie es wenigstens dem Städter nicht oft geboten wird, ein wahrhaft homerisches. Der Pastor mit seiner Familie, die Eltern des Brautpaares, die Honoratioren der Stadt, soweit sie geladen sind, haben ihren Tisch in der „Dönsel“ (Stube); die übrigen Gäste nebst dem jungen Ehepaare reihen sich ihrem Range gemäß an langen, rings um die Diele aufgestellten Tischen. Das ganze Dorf nimmt bis auf die Mutter

mit ihrem Säuglinge Theil; selbst Neugierige aus der Fremde gehen nicht leer aus, müssen sich aber mit den untersten Plätzen begnügen, falls sie nicht etwa angesehenere Leute sind. Eine Hühnersuppe mit Klößen, in welcher die ganzen Hühner schwimmen, eröffnet das Mahl. Ihr folgt Fleisch in allerlei Gestalt nebst Kartoffeln und gekochten Pflaumen, dicker Reis und Kuchen, Pudding aus Semmeln und Rosinen mit Pflaumenauce, dazu Wein, Punsch, Schnaps u. dgl. m. Wie überall, so richtet sich auch hier die Reichhaltigkeit des Mahles nach dem Vermögen der Leute; bei besonders großen Hochzeiten werden ganze Kühe, Kälber, Hammel und Schweine verzehrt. Wir erinnern uns, daß einmal 25 Scheffel Weizenmehl verbacken und 26 Stück Hutzucker zu Punsch und Caffee verbraucht wurden. Charakteristisch ist es, daß die Butter in Gestalt eines Hahnes (des Symbols der Fruchtbarkeit) auf den Tisch gesetzt wird. Eine eigenthümliche Speise aber ist dieser große „Klump“ (Kloof) aus geriebenem Zwieback und Semmeln, vielen Rosinen, Gewürzen und Butter. Er ist zugleich das volkstümliche Pfingstfest-Gericht, äußerst wohlschmeckend, aber sehr fett und schwer. Die Schaffner warten während des Mahles auf und sind in steter Bewegung. Sie tragen den Gästen die schweren, dampfenden Schüsseln unter fortwährendem, zur Vorsicht mahnenden Rufe: „Hetigkeit! Hetigkeit!“ (Heißigkeit von „heiß“) zu. Während des Mahles wird auch für die Musici gesammelt, welche weiter keinen bestimmten Lohn für ihre Mühe erhalten. Es ist eine auffallende Erscheinung, daß diese sowohl bei Hochzeiten, wie bei sonstigen Festlichkeiten immer nur auf Gemeinkosten bestellt werden. Auf die ganze Mahlzeit gehen übrigens 5 bis 6 Stunden hin; Jeder ißt, soviel er mag und pausirt, wann er will. Als Getränk giebt es Punsch oder Weißwein, seltener Rothwein, zuweilen sogar Rheinwein, den man aber durchweg mit Zucker versüßt trinkt. Wenn alle Gäste gesättigt sind, steckt man die Pfeifen an und schaut in stiller Ruhe auf die fleißige Arbeit zurück, sich die Zeit mit allerlei Kurzweil vertreibend, bis die Köchin solche unterbricht, welche, ein glimmendes Stück Berg in der Hand, herbeieilt und klagt, daß sie beim Kochen ihr Hemd verbrannt habe! Dies giebt, da die Köchin gewöhnlich

eine resolute Person ist, manche Ergöblichkeit, die damit endigt, daß Jeder ihr ein Geschenk auf den Teller legt, worauf sie getröstet sich entfernt. Mittlerweile sind die Pfeifen ausgebrannt, der Caffee ist getrunken, die Schaffner haben in Eile gegessen, die Diele ist von Tischen und Bänken geleert, die auf einer durch leere Tonnen hergestellten Erhöhung sitzenden Musici probiren ihre Instrumente — eine neue Scene eröffnet sich, nun voller lauter Heiterkeit, denn mit den zum Tanze ladenden Klängen entschwindet der letzte Rest des bisher mit Mühe bewahrten Ernstes.

Die neunmobischen Tänze sind jetzt überall hinreichend bekannt; das Volk muß aber eigenthümliche Tanzweisen gehabt haben, wie aus den wenigen Resten hervorgeht, die sich eben bei Hochzeiten erhalten haben. Dahin rechnen wir denjenigen Tanz, welchen man „Schöndör und stolz“ nennt, was wir nicht mit Musfaens als „chaine durch“ auffassen möchten, sondern durch die Worte „schön hindurch und stolz“ erklären. Dazu paßt der Tanz vorzüglich. Er ist eine Art Quadrille mit 2 Touren; bei der ersten tanzen vier Personen kreuzweise durch einander (schön hindurch, aber eine chaine ist das nicht); bei der zweiten gehen sie mit in die Seite gestemmten Armen (stolz) im Kreise herum. Sodann gehört ihnen der Großvateranz, eine ergöbliche Polonaise, welche gegen das Ende der Festlichkeit getanzt wird. Alt und Jung nimmt an demselben Theil, Jeder mit irgend einem wirtschaftlichen Instrumente bewaffnet (Besen darf man aber nicht nehmen, die würden Unglück bringen). Nach der Melodie: „Und as de Grotvare de Grotmoder nahm“ zc. geht nun der ganze von der Jugend geführte Zug durch Thüren und Fenster, auf den Heuboden, in die Ställe u. s. w. Es ist ein scherzhafter Tanz, der in einigen Gegenden auch „Auskehr“ genannt wird und originelle Scenen veranlaßt. Endlich gehört dem Volke derjenige Tanz, welcher die eigentliche Hochzeitfeier um Mitternacht des Freitags schließt und „Mückelreih“ (Mückenreihe?) genannt wird. Sein Zweck ist, die Braut „auszutanzten“, nämlich aus der Gemeinschaft der Unverheiratheten, zu welcher sie bisher gehörte. Er vertritt also die Stelle des Brauttanzes in den höhern Ständen. Zwei junge Bursche nehmen die Braut in ihre Mitte; um sie schließen Hand in Hand

die jungen Mädchen einen Kreis, welcher wieder ebenso von den ledigen Männern umkreist wird, doch so, daß sich in letzterem Kreise zwei Männer nicht angefaßt haben. Der Eine von diesen reitet auf einer „Gaffel“ (hölzernen Dreschgabel), während der Andere ihn mit knallender Peitsche treibt. Sofort drehen sich beide Kreise um die Braut, und der Bräutigam muß nun versuchen, jene von außen her zu durchbrechen, um die Braut zu befreien. Ist ihm dies nach heftigem Kampfe gelungen, so ändert sich die Scene. Der Bräutigam steht jetzt zu ihrem Schutze neben der Braut im innersten Kreise, während die Tänzer sich wieder in Bewegung setzen und die älteren Frauen nun versuchen, die Reihen zu durchbrechen. Dies ist der Gipfelpunkt aller erdenklichen Ausgelassenheit, an der nicht selten 50 und mehr Personen Theil nehmen. Das Kreischen und Sauchzen, die Verwirrung sind unbeschreiblich. Am Ende gelingt es zwar den Frauen, die Braut zu erhaschen, aber nun ist auch aller Schmuck sammt der jungfräulichen Krone jämmerlich zerrissen und zerzaust. Von den Siegerinnen in die Brautkammer geführt, wird sie der Ueberbleibsel vollends entledigt und ihr die „Miltze“ (Haube) als Zeichen der Verheiratheten aufgesetzt.

Hiemit ist die eigentliche Hochzeitfeier beendet, obwohl Musik und Tanz noch fortbauern. Wenn eine große Bauernhochzeit stattfindet, so wird auch am Sonnabend noch getanzt und findet am Nachmittage des Sonntages noch eine Nachfeier statt. An diesen Tagen zeigt sich jedoch nichts Eigenthümliches; da man die Musik aber einmal im Dorfe hat, so will man sie auch möglichst lange genießen und nebenbei die Ueberbleibsel des Hochzeitmahles nicht umkommen lassen. Die städtischen Gäste entfernen sich gewöhnlich in der Nacht des Freitags, nachdem sie noch die Aussteuer besichtigt haben, falls dieselbe, wie in einigen Gegenden geschieht, im Hause des Brautvaters geblieben ist. Das Bett, die Kleidungsstücke und das Leinzeug werden gebührend bewundert und gelobt; die Gäste aus der Stadt steuerten auch an Geschenken bei, was Jeder vermochte, vergoldete Tassen, Teller, Gläser, auch wohl silberne Löffel u. dergl. Die Dorf-Einwohner pflegen keine Hochzeitgeschenke zu geben, in einigen Gegenden

des Landes (bei Dargun) muß jedoch jede geladene Familie zum Schmause ein Huhn beisteuern.

Und damit haben wir das einer mecklenburgischen Bauerhochzeit Eigenthümliche verzeichnet. Von der reichen Masse genossener Belustigungen fast übersättigt, besteigen wir unseren Wagen zur Rückreise, während aus den heiseren Kehlen der Musici uns ein wehmüthiger Nachruf begleitet, ein schwacher Schatten des Willkommens. Schwerlich wird die Erinnerung an ein solches Fest jemals dem Gedächtnisse des Theilnehmers entschwinden, aber wohl dem, welchem sie nicht lästig noch lange in Augen, Ohren und Magen liegt!

Auch der Schlußact des Lebensdrama's, der Tod, bietet unserer Betrachtung Eigenthümliches. Das Volk hat im Allgemeinen keine Furcht vor dem Tode, dem doch Niemand entrinnt; Ruhe und Ergebung helfen auch über die letzte Stunde fort. Manches alte Mütterchen hat Sahrelang das selbstgesponnene Leichenhemd in der Lade liegen und den ihr schon bei Lebzeiten angepaßten Sarg in der Kirche stehen. Dies thun sie nicht aus Gleichgültigkeit, sondern weil sie durchweg großen Werth auf ein anständiges und möglichst feierliches Begräbniß legen. Ein alter Kuhhirte, der sich mühsam 30 Thaler erspart hatte, sagte, er hätte dies Geld bestimmt, um sich mit Geläute begraben zu lassen. — Sobald der Tod eingetreten ist, wird die Leiche noch vor der Erkaltung gewaschen und bekleidet, ein Geschäft, welches die älteren Dorffrauen freiwillig übernehmen. Wenn möglich, setzt auch sofort das Geläute der Glocken die Gemeinde von dem Hinscheiden Eines der Ihrigen in Kenntniß; auch am Tage der Beerdigung wird das Gefolge durch Geläute zusammengerufen. Bei armen Leichen findet eine mildliche Einladung zum Gefolge „um Gotteswillen“ statt. Die dorfsliche Zusammengehörigkeit der Bewohner erfordert es, daß sich kein Haus vom Gefolge ausschließen darf; jede Familie sendet wenigstens einen Leidtragenden, und angesehene Leichen werden oft von Hunderten zu Grabe geleitet. Man versammelt sich im Sterbehause oder im Wirthshause, wenn der Verstorbene außerhalb des Kirchortes gewohnt hatte; von hier geht der Zug langsam zum Friedhose. Liegt letzterer, wie es meistens

der Fall ist, um die Kirche her, so bewegt sich der Zug einmal um diese herum, damit „der Todte Ruhe im Grabe habe und nicht wieder komme“. Bei feierlichen Beerdigungen trägt man den Sarg in die Kirche und stellt ihn vor's Altar, worauf eine Leichenrede gehalten wird, die zugleich den Lebenslauf des Verstorbenen kurz berührt. Daran folgt das Begräbniß. Das ganze Gefolge begiebt sich nun ins Wirthshaus oder ins Sterbehause, wo man ein Glas Bier oder eine Tasse Caffee zu sich nimmt. Vornehmer und feierlicher ist es, wenn die Angehörigen einen Leichenschmaus veranstalten, wobei es meistens Schweinebraten nebst dickem Reis und Pflaumen giebt, was man scherzweise „de Gut vertehren“ nennt. — Bei Beerdigungen muß man übrigens sehr vorsichtig sein, theils um die Ruhe des Todten nicht zu stören, theils um der Ueberlebenden willen. Man darf die Leiche nicht an einem unverdeckten Spiegel vorübertragen, weil der Verstorbene sonst spuken würde; man darf sich nicht auf die Bahre setzen und nichts in's Grab fallen lassen, weil, wer solches thäte, „unfehlbar bald sterben würde“. Auch darf dem Todten kein Zipfel seiner Bekleidung in den Mund kommen, weil er sonst „seine Familie nach sich holt“. Man legt deshalb, um die Bekleidung zusammenzuhalten, ein Stückerl frischen Rasens auf die Brust; eine Stecknadel darf man nicht verwenden, weil diese schon Jemand könnte gebraucht haben, der alsdann würde sterben müssen. An manchen Orten wird im Sterbehause von der Stelle, an welcher die Bahre gestanden, bis zur Hausthür hin Asche gestreut, wobei die Person, welche dies Geschäft vollbringt, rückwärts gehen muß, anderenfalls sie „dem Todten nachfolgen würde“. An den mehrsten Orten wird sofort nach dem Hinaustragen der Leiche aus demselben Grunde rückwärts ausgefegt; nie darf Jemand aber die Schwelle übertreten, ehe jene Reinigung vollzogen ist. Es giebt dieser Gebräuche noch manche, da fast jede Dorfschaft ihre Eigenthümlichkeiten hat; aber da wir nur die Absicht haben, das Zusammengehörige darzustellen, beschränken wir uns auf das Gesagte.

Blicken wir nochmals auf die Feierlichkeiten zurück, zu welchen das Familienleben Veranlassung giebt, so werden wir sofort erkennen, daß dieselben im Grunde so einfach sind, wie das ganze übrige Leben, und daß

sie sich, wie dieses, nur nach der Seite des Realen und Materiellen durch das Massenhafte und Gebiegene auszeichnen. Essen und Trinken ist und bleibt die Hauptsache, die materielle Auffassung kehrt sich immer heraus. Dies kann auch nicht weiter auffallen, wenn man erwägt, daß selbst der heilige Abend vor der Weihnacht im Kreise dieser Leute eigentlich nur durch Essen und Trinken gefeiert wird und vorzugsweise der „Bullbafsabend“ heißt. Es ist nicht unsere Sache zu entscheiden, inwiefern das Uebermaß materiellen Genusses bei den beregten Gelegenheiten etwa tabelnswerth ist; wir schildern nur, was wir im Volke finden, und erklären dies aus der bekannten Erscheinung, welche sich überall wiederholt, daß ein gesundes, natürlich erwachsenes, kräftiges Volk sich immer ebenso an das Materielle lehnt, wie es an seinem Wesen und seiner Sitte auf's Beharrlichste festhält.

Auch das müssen wir nochmals hervorheben, was sich bei solchen Gelegenheiten selbst dem oberflächlichsten Beobachter zeigt, und was mit der naturgemäßen Entwicklung des Volkes genau zusammenhängt — das überall strenge Festhalten an der bestimmten Standesabsonderung. Je mehr diese Feierlichkeiten aus der Familie in die Dorfgemeinschaft übergehen, desto mehr macht sich, wie im Dorfe selbst, die Standesverschiedenheit geltend und begründet eine unverrückbare Ordnung. Der Familie und den eingeladenen Städtern, sodann auch den bäuerlichen Hofbestkern gehört die Stube; an den Tischen auf der Diele sitzen die Bauern obenan, ihnen folgen die Bildner, dann die Tagelöhner, während Hirten und „Jungens“ am alleruntersten Orte, wohl gar vor der Thüre stehend an der allgemeinen Fröhlichkeit Theil nehmen. Dies Alles geht ganz harmlos und ohne Meid vor sich; man kann sogar oft wahrnehmen, wie selbst die Familienrückfichten durch die Macht der Standesabsonderung verwischt werden. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß wir behaupten durften, unter diesen Verhältnissen seien ebenbürtige Ehen die natürlichsten und wünschenswerthesten.

Einfach wie das Haus, das Leben und die Sitte ist auch die letzte Wohnung der Menschen. Ein Rasenbühl mit schmucklosem, schwarzem Krenze von Holz (selten von grauem Sandsteine), darauf ein biblischer

Vers und der Name des Verstorbenen — das ist die Summe. Selten sind Blumen, seltener Einfassungen und Grabplatten bei Leuten aus dem Volke. Aber über den Tod hinaus reichen die Gemeinschaft und der Stand; jedes Dorf hat gewöhnlich auf dem Friedhose seinen bestimmten Raum und auf diesem trennen sich wieder die Besitzenden von den Besitzlosen, die Armen von den Reichen. Das sind Folgen tief in den Herzen liegender Gefühle und Sitten.

Eigentlicher Dorffeste giebt es jetzt nur noch wenige; früher fanden solche viel häufiger statt. Da dieselben aber stets in erster Reihe auf materiellen Genuß berechnet waren und es nicht selten vorkam, daß nicht sowohl das Essen als das Trinken die Hauptrolle spielte und die Leute, vom Getränk begeistert, ihre natürliche Seite in einer Weise hervorkehrten, die zu Excessen verführte und in mancher Beziehung gefahrbringend erschien, so sind einzelne Belustigungen untersagt, die früher regelmäßig stattfanden. Dahin gehört z. B. die Feier des Pfingstfestes, bei welcher die jungen Bursche ein Wettrennen abhielten, dessen Preis eine Tonne Schnaps war. Dieser das ganze Fest kennzeichnende Preis wurde alsdann vertanzt. Im Schwerinschen ist diese Feier untersagt; im Rakeburgischen soll statt ihrer das „Kranzreiten“ der Knechte stattfinden. Die jungen Leute eines Dorfes reiten in langer Reihe hinter einander her und stechen nach eisernen Ringen. Wer die meisten erbeutete, ist König und Held des nun folgenden Tanzfestes. Bei Parchim findet (wir wissen nicht, ob noch jetzt?) um diese Zeit das „Peitschenknallen der Hirten“ statt. Letztere ziehen mit knallenden Peitschen von Hause zu Hause und erbitten Gaben, welche alsdann gemeinschaftlich vertanzt werden.

Auch die Feier des Johannistages ist eingegangen. Vor mehr als 20 Jahren nahmen wir einmal an einer solchen Theil; es wurde getanzt und gegessen. Gegen Abend befestigten die jungen Leute „Wiemen“ (Strohwiße) an langen Stangen, welche sie darauf anzündeten und auf dem Felde im Kreise umherlaufend schlangen, eine Erinnerung an die uralte Feier der Sommer-Sonnenwende. — Heute sind kaum andere Dorffeste von Bedeutung mehr, als das Erntefest und das sogenannte Winterbier,

von denen sich letzteres aber auch oft einem Zustande nähert, der wenigstens eine Ueberwachung wünschenswerth macht. Das Erntebier knüpft sich so nahe an die wichtigsten Interessen der Leute und ist mit ihren Sitten so eng verschlungen, daß wir es etwas näher betrachten müssen.

Der Charakter des Erntefestes (Erntebier, „Austköst“ — „Röst“ ist die volksthümliche Bezeichnung für jede Festlichkeit, die mit Schmausen und Tänzen verbunden ist —) wird sich schon daraus zu erkennen geben, daß der Tag, an welchem es stattfinden soll, bei einer allgemeinen Bauerversammlung*) im Schulzenhause bestimmt wird. Das Fest selbst geht bei den Hofbesitzern der Reihe nach um. Am Morgen des Tages versammeln sich die jungen Leute, flechten zuvörderst eine große Krone aus Kornähren und Fichtenzweigen, schmücken sie mit seidnen Bändern und Flittergold und umreihen sie mit Schnüren von Hagebutten, den Früchten der wilden Rosen. In der Mitte der Krone wird in manchen Gegenden ein aus Holz oder Tragant gefertigter Hahn besetzt. Die Hagebutten und der Hahn sind Symbole der Fruchtbarkeit, nach alter Mythe dem Thor, dem scandinavischen Gotte der Fruchtbarkeit, heilig. Ist die Krone fertig, so wird sie von dem Großknechte des Festhauses, welchem die übrige Jugend folgt, durch das Dorf in das Festlocal, die große Diele des Hauses, getragen und hier an einem Balken besetzt. Früher folgte Alt und Jung dem Zuge durch's Dorf; im westlichen Landestheile ist derselbe noch heute

*) Diese Bauerversammlungen geschehen zur Berathung über Gemeinde-Angelegenheiten. Bauern und Bildner nehmen an ihnen Theil. Früher schickte der Schulze zum Zwecke der Berufung einen geschälten Weidenstab im Dorfe herum, woher wohl die Redensart entstanden ist: „De Knippel geit ihm!“ (Aufgepaßt!) Der geschälte Weidenstab spielte überhaupt früher in den Dorfordnungen eine große Rolle; man bediente sich seiner zum „Kaveln“ und noch kürzlich wurden z. B. die Wiesen in der Nähe von Doberan theilweise „kaveln“. Auch in den Spielen der Kinder hat sich die Sitte des Kavelns erhalten. — Die Zusammenkünfte der Dorfbewohner zu gemeinschaftlicher Berathung sind nicht von großer Bedeutung; es werden auf ihnen die Gemeindebeiträge verschiedener Art berechnet und gesammelt, einige gemeinschaftliche Angelegenheiten abgemacht u. s. w. U. A. wird auch bei solcher Zusammenkunft der „Bullenvater“ bestimmt, d. h. derjenige, welcher den Ortsbullen auf ein Jahr zu halten hat.

ein wirklicher Festzug mit Rede und Gegenrede, Gesangs- und Getanze. Um Nachmittag beginnt darauf der eigentliche Tanz und die Entpflanzung der Bier- und Brauntweinfässer. Des Wirthes Pflicht ist nur die Sorge für's Getränk, doch findet sich wohl Niemand, der nicht auch ein Butterbrot für die Knechte und Tagelöhner, einen Schweinebraten für die Bauern hätte. Kommt dazu um Mitternacht noch ein Caffe mit Semmeln, so ist selbst den ausverschämtesten Wünschen Gemüge geschehen. An manchen Orten dauert das Erntebier zwei Tage und der Nachmittag des folgenden Sonntags geht gewöhnlich auch nicht leer aus. Wir erfuhren, daß etwa 50 Personen in zwei Tagen vier Anker Schnaps und acht Anker Bier verbraucht hatten. — Bei Moskau herrscht noch der eigenthümliche Gebrauch, daß die Knechte am Tage vor dem Erntebier im Dorfe umherziehen und sich von den Mädchen mit Krugeln beschenken lassen.

An den ländlichen Festlichkeiten erkennt man ganz besonders, daß ein reiches Maß von unverfälschter Natur und Kraft im Volke steckt, welche — das ist die Hauptsache — auch die übrigen Schichten der Bevölkerung kräftigende Keime in sich tragen. Aber man ersieht auch, daß die socialen Verhältnisse (in wirthschaftlicher Beziehung ist es ebenso), auf welche mehrfach hingedeutet wurde, die Geschlossenheit der verschiedenen Gemeinschaften und die Ständesabstufungen innerhalb derselben, diesem Theile unseres Volkes noch sehr tief im Herzen wurzeln. Wenn es die Aufgabe des Staates sein soll, zu gruppiren und schon bestehende Gruppen zusammenzuhalten, bis sie in eigener, selbstständiger Entwicklung sich auflösen, um sich sofort zu neuen Gruppen zu bilden, so muß man zugestehen, daß die von uns betrachtete Gruppe der Staatsbürger auf dem Punkt ihrer Auflösung, als einer Folge eigener innerer Entwicklung, noch nicht angelangt ist. Wir meinen damit, daß sie im Allgemeinen nur für die Stellung, welche sie einnimmt, erst reif ist. Daß Keime einer geregelten Fortentwicklung von Außen in die Volksgruppen gelegt werden mögen, ist weder unserer Ansicht noch unserem Wunsche fremd, nur muß kein gewaltsamer Eingriff stattfinden, der die Schranken plötzlich beseitigte, welche die jetzigen Gruppen noch umfassen.

III. Aberglauben im Volksleben.

Diejenigen Volksgebräuche, welche wir mit dem Worte „abergläubische“ bezeichnen dürfen, lassen sich, soweit sie sich im Leben des mecklenburgischen Volkes kundgeben, in ihren Anklängen an die nordisch-heidnische Mythologie und in der Benutzung des Gottesnamens der Christen erkennen, letzteres zu dem Zwecke, um durch seine Kraft Macht über gewisse Naturkräfte — meistens feindlich gegen den Menschen auftretende — zu gewinnen. Was solche Volksgebräuche aus der nordischen Mythologie in sich aufgenommen haben, zeigt sich am deutlichsten in gewissen Gewohnheiten, welche sich an die Jahreszeiten und an feierliche Momente des Lebens anschließen. Zur Macht des dreieinigen Gottes nimmt man sehr häufig in Krankheiten (bei sympathetischen Curen) die Zuflucht, theils wenn es sich um Menschen, theils wenn es sich um das Vieh handelt. Sowohl im ersteren Falle, wenn man den Gewohnheiten folgt, deren Ursprung in der nordisch-heidnischen Mythologie ruhet, wie auch im letzteren, wenn man die feindlichen Naturkräfte, welche nach dem allgemeinen Volksglauben alle Krankheiten und alle den Leib und das Leben in Gefahr stellenden Uebel veranlassen, durch den Namen des allmächtigen Gottes besiegen und beseitigen will — bei allen Handlungen dieser Art wird der Handelnde von einem Glauben an die Wirksamkeit seines Thuns geleitet, ohne sich dieser und des tieferen Ursprunges jener Gebräuche selbst weiter bewußt zu sein. Daß jener Glaube ein falscher und verwerflicher, ein Aberglaube ist, braucht kaum erwähnt zu werden; aber er wurzelt nichtsdestoweniger tief in dem ganzen Wesen und Denken des Volkes, ist mit seiner Anschauungsweise oft eng verknüpft und deshalb nur mit großer Mühe auszurotten.

In dem Jahrg. XX. der Jahrbücher für mecklenb. Gesch. und Alterthumsk. hat Beyer viele Anklänge an die heidnische Mythologie, welche in den Sagen und Sitten des mecklenburgischen Volkes leben, mit großem Fleiße und Verständnisse gesammelt. Er gelangt dort zu demselben Re-

jultate, welches auch anderen Forschern in unseren Nachbarländern sich aus dem gleichen Gegenstande ergeben hat, daß nämlich „in den Sitten und Sagen unseres Volkes nicht die leiseste Erinnerung an die slavischen Gottheiten, an deren Tempel und heilige Stätten zurückgeblieben sei, daß vielmehr alle Erinnerungen an die heidnische Mythologie, welche aus den Sitten und Sagen des Volkes hervorblickten, sich auf die nordisch = heidnischen Gottheiten beziehen, deren Andenken das germanische Volk der Sachsen aus seinen früheren Wohnstätten mit sich führte, als es das mecklenburgische Land nach Vertreibung der Slaven in Besitz nahm.“ Dies ist eine für die Abstammung unserer Bevölkerung sehr wichtige Erscheinung, die es, in Beihalt der geschichtlichen Zeugnisse, über allen Zweifel erhebt, daß dieselbe ihrem Kerne nach von deutschem Blute entstamme, und daß die etwa zurückgebliebenen Elemente slavischer Nationalität in der deutschen Bevölkerung aufgegangen sind.

An dieser Stelle kann es nicht unsere Absicht sein, Alles zu sammeln, was in den Sitten des Volkes auf die Bewahrung uralter Traditionen zurückweist. Nur soweit Solches zur Charakteristik des Volkes dient und nothwendig ist, heben wir es im Folgenden kurz heraus.

Die nordisch = heidnischen Gottheiten Dhin oder Woban (das allmächtige, alldurchdringende Wesen) und Thor oder Donar, der Donnerer (der Gott des Sommers, der Fruchtbarkeit, der Gerechtigkeit und der Liebe) sind vornämlich in unseren Volkstraditionen vertreten. An Dhin, nach hiesigem Sprachgebrauche „Wobe“ genannt, erinnert vor Allem die Sitte, welche die letzte Garbe des Feldes ihm als ein Dank- und Silbopfer für den Erntesegen weiht. Im 16. und 17. Jahrhunderte war es sehr allgemeiner Gebrauch, diese letzte Garbe auf eine besondere Weise mit Bändern herauszuputzen und dem Dhin mit folgenden Worten zu weihen: „Wobe, hale binem Koffe nu Wober, Nu Distel un Dorn, Thom andern Jahr heter Korn!“ In einigen Gegenden des Landes sind diese Reime noch heute bekannt, ihre Bedeutung ist aber dem Volke nicht mehr recht gebräuchlich. Man nennt zwar die letzte Garbe des Feldes noch „den Erntewob“ oder „de Wulf“ (der Wolf war Dhins geheiligtes Thier),

an der mecklenburg-preussischen Grenze auch „de Wulf“, aber was es mit derselben für eine Bewandniß habe, weiß man nicht mehr. Einigen dient der „Wulf“ zum Scherze, um diejenige Bunderin, welcher die letzte Garbe zu Theil wurde, ein Jahr lang mit dieser Bezeichnung zu necken (bei Ludwigslust); Andere verfertigen aus dieser Garbe eine große Puppe, schmücken sie mit Band und fahren sie jubelnd auf dem letzten Erntewagen heim (bei Parchim); noch Andere verbinden mit diesem „Wolfe“ den Begriff des Schadens und hier (bei Rostock) scheint der älteste Anklang seiner wahren Bedeutung aufbewahrt zu sein. Die Bunderin, welche hier diese letzte Garbe verfertigte, muß dieselbe mit dem Ausrufe „de Wulf!“ und mit geschlossenen Augen hinterrücks von sich werfen, sonst wird sie — unfruchtbar. Im südöstlichen Landestheile ist die gleiche Sitte auf die Kartoffelernte übertragen, und wer die letzte Staupe dieser Frucht hat ausheben müssen, heißt auf ein Jahr „de Kantliffelwulf.“

Das zwölftägige Juel- oder Julfest feierten die alten Deutschen zur Zeit der Winter-Sonnenwende; es war das „Fest der Wiederkehr der neuen Sonne, welche nun aus ihrem Kampfe mit dem Winter siegreich hervorgegangen ist, um ihre Laufbahn mit verjüngter Kraft anzutreten und überall auf der Erde ein neues, frisches Leben hervorzurufen.“ Das Fest selbst verlief unter fröhlichen Schmausereien, die fleißig mit dem Becher gewürzt wurden, unter Spielen und Tänzen, wobei die Jugend frische Tannenzweige, als Symbol der wiederkehrenden Sonne, in den Händen trug. Dies Juelfest war des Nordländers Hauptfest; bei den Schmausereien wurden vorzugsweise Schinken und Würste verzehrt, denn das Schwein war das Lieblingsthier der alten Nordländer sowohl, wie es das heutige norddeutschen Bauern ist — wenigstens wenn es geschlachtet und zubereitet ist. — Das Juelfest fiel in die Zeit vom heiligen Abend oder Weihnachtstage bis zu dem Tage der heil. Dreikönige, welche Zeit die „der Zwölften“ hieß. — In den Gebräuchen des Volkes ist noch mancher Anklang an jene heidnische Festzeit zu finden. Es war dies diejenige Zeit, wo eine innigere Verbindung zwischen der Götter- und Menschenwelt bestand. Der alte Dithin geht nicht nur am heiligen Festabende noch heute

als der „Kug'klas“ auf den Straßen umher und sucht die Kinder zu erwischen und zu bestrafen, welche unartig sich betragen haben; sondern in den Zwölften ist es auch, wo der wilde Jäger Wode oder Fru Woden mit seiner Wodensjagd ganz vorzugsweise sein Wesen treibt. Der Jäger Wode ist ein Hauptgegenstand der älteren echten Volksagen und spielt auch in den Traditionen unseres Volkes eine bedeutende Rolle. Wie schon erwähnt, tritt mit ihm um diese Zeit die ganze Götterwelt den Menschen näher; es ist jetzt die rechte Zeit zur Erforschung der Zukunft und zur Anwendung von Zaubermitteln aller Art, wie sie noch heute zahlreich stattfinden. Dagegen darf man in der ganzen Zeit der Zwölften keine häusliche Arbeit vornehmen, bei welcher man sich beschmutzen würde. Noch heute werden während dieser Tage die Ställe nicht gereinigt; es wird nicht gesponnen, gewaschen oder getrocknet. Auf das Zeug, welches alsdann auf der Bleiche läge, würden böse Geister ihren Einfluß ausüben, daß es seinen Besitzern Tod oder Schaden brächte. „Wer in den Zwölften den Zaun bekleidet, so geht die Rede, der muß im Laufe des Jahres den Kirchhof bekleiden.“ — Auch darf man alsdann keine Erbsen essen. — Endlich ist auch das Andenken an die heidnischen Schmausereien durch gewisse Arten von Gebäck bewahrt, welche zum Weihnachtsfeste bereitet werden, die Pfeffer- und Honigkuchen, welche jetzt jede Familie bäckt und die Puppen von Semmelteig („Has'poppn“), welche die Bäcker feilbieten und womit die ärmere Jugend von Hause zu Hause beschenkt wird. — Die nordischen Frauen buken um diese Zeit Brote in Form eines Ebers; in Kostock wurde nach Manzel früher eine Art Festbrot gebacken, welches „de Wulff“ hieß. — In den Bürgerhäusern unserer Städte wird um den Beginn des neuen Jahres allgemein das Schwein eingeschachtet. Zur Feier der Fastnacht aber, welche mit dem alten Juelfeste eng zusammenhängt und nur ein Theil desselben ist, der durch die Einrichtungen des Christenthums um $1\frac{1}{2}$ —2 Monate nach der eigentlichen Festzeit hinausgeschoben wurde, ist es noch heute bei den Bauern Gebrauch, mit ihren Familien Mettwurst zu essen, vielleicht ebenfalls eine Erinnerung an das Wursthessen in älterer Zeit zur Feier des Juelfestes. — Endlich dürfen auch

die Zuecklappen im Weihnachtsfeste nicht vergessen werden, welche sogar den Namen des Festes, an das sie erinnern, bewahrt haben. Von der früheren Feier des Johannistages durch Musik und Tanz und das Schwingen von Strohfackeln ist schon die Rede gewesen.

Die Sage von der wachenden Gottheit, welche mit dem Rufe: „Hier geit de Scheer!“ als Grenzwächter auftritt und denjenigen straft, welcher die Grenzsteine zu verrücken wagt; die Sagen von „Wehrwölfen“, d. i. durch Zaubermittel in Wölfe verwandelte Menschen, welche in dieser Gestalt das Vieh zerreißen und sich auf manche andere Weise an den Menschen rächen; das Sprichwort: „He geit as de Hund in de Zwölfsten“, womit man einen Menschen bezeichnet, der nachsinnend umhergeht und sich stellt, als stehe er in Verbindung mit der Geisterwelt; die Bezeichnung „Wobans- oder Wolfsgesicht“ für ein solches, dessen Nase klein und breit ist — Alles dies sind Erinnerungen an die altdeutsch-heidnische Othinsmythe im heutigen Volksleben. Vielleicht gehört auch dahin, daß man am Mittwoch kein wichtiges Werk beginnen darf, denn dieser Tag ist Othin geweiht.

In nicht minderer Verbindung zu einzelnen Gebräuchen desselben steht die alte Mythe vom Thor. „Thor geht einher im Donner und spricht im heiligen Gotteswetter;“ das Wasser, das Feuer und die Luft sind Elemente, in welchen und durch welche er wirkt. Was das Feuer Nachtheiliges stiftet, das macht Thor wieder gut; Krankheiten z. B., welche durch Feuer (Fieber, Hitze u. s. w.) veranlaßt werden, sind auch durch das Feuer heilbar. In dieser Ansicht liegt der Grund zu den sogenannten Not- und Lotfeuern, d. h. Feuer, welche nicht durch anderes Feuer, sondern durch sich selbst, durch Reibung hervorgebracht werden. Wenn das Vieh durch die sogenannte Feuerkrankheit heimgesucht ward, welche vorzugsweise die Schweine zu befallen pflegt, so entzündete man ein solches Notfeuer und trieb das Vieh durch den Rauch desselben. In früheren Zeiten wurden solche Feuer ganz öffentlich im Beisein der Gemeinde entzündet; jetzt sind sie zwar verboten, aber haben deshalb noch keineswegs aufgehört. Wenn wir nicht irren, so wurde im J. 1856 auf einem Dorfe in der Nähe von

Ludwigslust noch ein Kotsener angezündet, weil die Schweine von der Feuerkrankheit befallen waren. Es war dies Ereigniß damals ein öffentliches Geheimniß; ein Augenzeuge erzählte uns den Hergang dabei folgenbermaßen. Am dunklen Abend war die Bevölkerung auf einem freien Plage zusammengekommen, nachdem im Dorfe alle Herdfeuer und Stubenlichte verlöscht worden. In die Erde ramnte man einen trockenen eichenen Pfahl (die Eiche ist Thor's heiliger Baum), um welchen mittelst eines Strickes ein Rad schnell und unaufhörlich gedreht wurde. Nahe dabei wurde ein Scheiterhaufen von siebenlei Holz (in Süddeutschland nimmt man neun verschiedene Holzarten) aufgethürmt. Einzelne hatten trockene Strohwische in Händen, um die sich durch die Reibung entwickelnden Funken aufzufangen und durch Schwingen im Winde das Stroh in Brand zu bringen. „Nu — sagt unser Augenzeuge — güng dat Dreien los; äwerst wie drehten, dat de Hut von de Hännen güng un krigten keen Flier. Un worüm nich? Weil Herr Paster to Hus wier un Licht in de Stuw harr!“ Sobald man dies bemerkte, ließ man von dem Versuche ab, in der festen Ueberzeugung, daß man kein Feuer erhalten werde, weil sich Licht im Dorfe befand. Aber am dritten Tage darauf, als der Pastor zufällig verreist war, versammelten sich die Leute wieder und „dat duhrt keen Viertelfstunn, do harren wie Flier.“ Die Suche des hierauf mit vieler Mühe durch den Rauch, jedoch ganz nahe am Holzhaufen vorbei getriebenen Viehes soll sich sofort verloren haben.

Auch in vielen sympathetischen Curen lebt noch der Glaube an die reizende und heilende Kraft des Feuers; selbst der Asche von Eichenholz schreibt man solche Kraft bei. Man wendet die Sympathie des Feuers zuweilen bei Krankheiten an, wo die falsche Anwendung eines Heilmittels unerfätlichen Schaden hervorbringen zu müssen scheint. Vor Jahren sahen wir einmal, daß ein Geschwür, welches nach der Befürchtung des Arztes sehr bössartig werden konnte, in der Weise behandelt wurde, daß ein Sympathetiker eine glühende Messerspitze darüber hielt und hernach Asche darauf streute. Ob es dadurch geheilt worden ist, erinnern wir uns nicht.

Die Verehrung, welche dem Thor als Gotte der Fruchtbarkeit erwiesen wurde, zeigt sich noch bei bäuerlichen Hochzeiten, wo die Butter, früher auch das Brot, in Form eines Hahnes (der Hahn war Thors Vogel) geknetet wird, auch nannte man den Hochzeitschmaus das „Hahnenbier.“ Und beim Erntefeste wird die Erntekrone mit den Thor geweihten Hagebütten, den Früchten der wilden Rose, geschmückt und mit einem hölzernen Hahne verziert. Auch die kleinen Vögel, welche in der Krone einer ländlichen Braut schweben, sind wahrscheinlich ursprünglich Hähne, und zu dem ebenfalls Thor geweihten Störche singen die Kinder auf der Straße: „Arebare Nore, bring mi'n lütten Brove, Arebare NESTE, bring mi'n lütte Swebste!“ Dem Donnerkeile („Dunnerpiler“, Belemnit) schreibt man übernatürliche Kräfte zu; wer einen solchen gefunden, trägt ihn achtsam in der Tasche bei sich, will er ihn aber wegwerfen, so muß es hinterrücks geschehen, nachdem man kräftig auf den Stein gespuckt hat. Die kleinen, durch Wasser ganz glatt abgeschliffenen, runden, schwarzen Kieselsteine, welche man häufig in Sandgegenden findet, nennt das Volk wahrscheinlich nach ihrer Farbe „Kreienstein.“ Wer solchen gefunden, muß ihn ebenfalls verwahren, aber ja nicht wegwerfen; er würde, wenn er Letzteres thäte, erblinden müssen. — Durch Blindheit straft Thor seine Feinde; wer einen Meineid schwört, den blendet er oder tödtet ihn durch einen Blitzstrahl. Aber er belohnt auch die Gerechten; wer an seinem Tage, dem Donnerstage, ein Werk anfängt, dem gedeiht es, und wenn es ein gutes Werk ist, so hat er immerdar Segen davon.

Die Kenntniß von der heilenden Kraft eines zu rechter Zeit geschöpften Wassers ist im Volke ebenfalls noch ganz gemein. Die Zeit freilich, wo man schöpfen soll, hat man zum Theil auf die Tage hoher christlicher Feste verlegt und mit diesen in Zusammenhang gebracht, die Heilkraft des Wassers ist aber traditionell aus früherer Zeit. Wer am grünen Donnerstage oder am Charfreitage zur Stunde, wo der Herr starb, oder um die Mitternachtsstunde des ersten Ostertages stillschweigend Wasser aus einem fließenden Gewässer schöpft, der hat das ganze Jahr hindurch ein heilkräftiges Mittel gegen Augenkrankheiten. Gleiche Kraft besitzt das in

der Mitternachtsstunde des Johannistages unter denselben Umständen geschöpfte Wasser, doch ist dies letztere besonders auch bei Hautkrankheiten des Viehes wirksam. Aus unserer Kindheit, vor etwa 25 Jahren, erinnern wir uns ganz deutlich selbst gesehen zu haben, wie die Frauen mit Flaschen zum Flusse gingen, dieselben füllten und verkorkten. Ja wir haben es damals erlebt, daß eine alte Frau einige Flaschen mit solchem Johanniswasser der Predigerfrau ihres Ortes als ein heilkräftiges Wasser in's Haus brachte. Vorzugsweise dürfte aber der Gebrauch dieses Wasser-schöpfens im nordwestlichen Landestheile stattfinden.

Das Gesagte mag genügen, um zu beweisen, wie reich das Leben des heftigen Volkes an Ueberlieferungen dieser Art ist. Das Walten der Naturkräfte und ihr Einfluß auf den Körper der Menschen und Thiere spielt bei allen natürlichen Menschen eine große Rolle. Die Naturkräfte sind entweder freundlicher Art und reichen zum Segen und zur Beglückung, oder sie sind feindlicher Art und bedrohen das Wohl und Glück der Individuen. Das Heidenthum personificirte die Kräfte der Natur und hob diejenigen, welche sich dem natürlichen Sinne als die höchsten zu erkennen geben, dadurch hervor, daß es ihre Personificationen zu Gottheiten des ersten Ranges machte. Das Christenthum verwischte später die Vorstellung von den heidnischen persönlichen Gottheiten, doch blieb in der Erinnerung des Volkes eine schwache Idee ihres Wirkens übrig, welche die Tradition in ihr Gebiet zog und mit dem Gewande der Sage schmückte. Von dem heidnischen Götterdienste und dem Wesen der Götter selbst blieben nur schwache Anklänge zurück, die sich in gewissen Gebräuchen erhielten, wie wir sie noch heute bewahrt sehen. Das Volk hat dabei gar keinen Begriff von der eigentlichen Grundlage seines Thuns, folgt vielmehr dem Zuge, welcher alle natürlichen Völker fast instinctiv leitet, feindlich wirkende Naturkräfte persönlich sich zu vergegenwärtigen. Wie das Christenthum die Macht des Heidenthums brach, so auch stellte sich die Allmacht des dreieinigen Gottes über die Macht der Naturkräfte, und jene göttliche Allmacht, gläubig erfasst, besiegt die letzteren und beseitigt ihr feindliches Wirken. Das ist der leitende Gedanke, welcher den sog. sympathischen

Curen zu Grunde liegt oder vielmehr zu Grunde lag. Jetzt freilich sind dieselben jedes höheren Gedanken baar; die Worte, die bloßen sympathetischen Formeln und die Ausschmüldungen, welche bei ihrer Anwendung stattfinden, sind jetzt die Hauptsache, sind es, welche die heilende Wirkung ausüben. Man ruft bei der Anwendung dieser Sympathie zwar noch stets die Macht des dreieinigen Gottes an; aber wie wenig die Heilung — wenn eine solche ja überhaupt stattfindet — eine Wirkung des felsenfesten Glaubens ist, erkennt man leicht daran, daß dieselbe vom richtigen Aussprechen der Worte jeder Formel, ferner daran, daß man solche niemals von einer Person gleichen Geschlechtes erlernt habe und von anderen Nebensachen durchaus bedingt ist. Die Sympathie mit ihren Curen herrscht nicht nur unter dem gewöhnlichen Volke in einer viel größeren Ausdehnung, als man glauben möchte, sondern, trotz aller neuzeitlichen Aufklärung, greift sie auch weit in die höheren Classen der Gesellschaft ein und läßt diese so recht selbst beweisen, daß sie eben nur aus den Volkskreisen hervorgegangen sind, ohne letzteren — wie sie selbst sich gern dünken — entwachsen zu sein. Es müßte höchst interessant sein, wenn einmal die Memoiren eines vielbeschäftigten Sympathetikers gewissenhaft veröffentlicht würden.

Bei der Betrachtung der Volksgebräuche finden wir noch eine dritte Art derselben hier erwähnenswerth, welche zwar nicht überall dem Gebiete des Aberglaubens angehören, aber auch nicht weit von diesem entfernt sind und von Musſaeus ganz charakteristisch „Thorheiten“ genannt werden. Dies sind die sog. „Regeln“, welche das Leben der Leute von allen Seiten umgeben und in ihrer Weise ordnen. Fast in Allem, was das Volk thut, folgt es einer bestimmten Regel und wo es solche nicht findet, möchte es sich gern selbst eine bilden. Nach den Wetterregeln des hundertjährigen Kalenders macht der Bauer seine landwirthschaftlichen Calculationen; nach den Wirthschaftsregeln, die sich vom Vater auf den Sohn ausgebildet und fortgeerbt haben, säet, pflügt, eggt und erntet er, schießt er sein Vieh auf die Weide und nimmt es wieder auf den Stall; nach den Lebensregeln, welche der Vater seinem Sohne als Weisheitsregeln mit in die Aussteuer

giebt und welche er oft als kernhafte Sprichwörter im Munde führt, richtet er einen großen Theil seines Verhaltens gegen die Mitmenschen ein. Diese vielen Regeln geben dem äußeren Wesen der Leute oft jenen bedächtigen Schein, welcher nicht anstoßen will, und bewirken oft ein sehr rücksichtsvolles Benehmen. Mancher alte Bauer tritt so leise und besorgt einher, als trüge er immer das Sprichwort mit sich herum: „St hür tau, wat de Klock sleit“ (ich bin auf meiner Hut).

Von diesen Regeln, soweit sie aus der Erfahrung des Lebens stammen, sind natürlich manche sehr praktisch, manche andere aber sind mindestens thöricht. Der natürliche Mensch liegt immer im Kampfe mit bösen Einflüssen außer ihm und sucht denselben auf alle mögliche Weise zu begegnen. Daraus entsteht Alles, was auf das „Verreden“ und auf das „Anthun“ feindlich gestimmter Menschen Bezug hat. Hexen werden nicht mehr verbrannt, aber vor mancher alten Frau, mit der es ihm nicht recht geheuer scheint, schlägt ein rechtschaffener Bauersmann sein Kreuz. Wie oft eignet es sich, daß ein Nagel von einem feindlichen Menschen in den Trog geschlagen wird, aus welchem die Schweine fressen, und daß alsdann eins nach dem anderen stirbt. Wie oft verredet man ein Kind, ein Thier durch unbedachtames Lob, ohne dem lieben Gotte dabei die Ehre zu geben; wie oft schadet der böse Blick einer alten Frau den Kindern. In diesen und ähnlichen Fällen giebt es nun eine ganze Masse von Verhaltensregeln, durch welche man alle schädlichen Einflüsse unwirksam macht. Lobt Dir Jemand Dein Kind, ohne „Gottlob!“ zu sagen, so sprichst Du leise: „Unverropen“; tadelt es Dir Jemand unbedingt, so sage: „Steen un Been tau klagen“; nennt er es ein Ding, so sprichst Du: „Keen Ding, Gott sie Dank“. Dadurch wirfst Du „Gift und Galle“ unschädlich machen und Dich an der „Deege“ (dem Gedeihen) Deines Kindes freuen können, wie denn auch drei Kreuze, mit welchen Du die Thüre Deines Hauses und Stalles bezeichnest, allen bösen Einflüssen den Eintritt verwehren. Wer solche drei Kreuze in der Mainacht an seine Thüren zeichnet, den und dessen Vieh verschonen die Hexen, welche zum Blocksberge reiten.

Daß das Volk seinen „Regeln“ nur deshalb nachlebt, weil es sich dabei sagt, daß ihre Befolgung wenigstens nicht schaden könne, möchten wir nicht glauben; es scheint uns eher, als folge es ihnen aus der Ueberzeugung von ihrer Nützlichkeit, ohne sich über den Grund oder Angrund jener Ueberzeugung den Kopf zu zerbrechen. Es geht hiemit, wie mit der echten Sitte, man folgt ihr, ohne lange nach dem Woher oder Warum zu fragen. Und die Einzelheiten erhalten sich deshalb lange, weil sie innig zum Ganzen gehörige Theile sind. Die Regeln und abergläubischen Gebräuche umgeben das Volksleben wie ein Zaun, der es schützt und für sich absperrt, so lange er keine schadhafte Stellen und Lücken hat. Dafür muß der Mensch sorgen, er muß alle Gebräuche dieser Art im Gedächtnisse haben und befolgen; denn „wo de Tun am siedsten is, doar is am lichtsten überstiegen“.

IV. Sprachliches. Schluß.

Die niederdeutsche Mundart, welche nach ihrem Erlöschen als Schriftsprache den — mit großem Unrechte — geringschätzigen Namen des Plattdeutschen erhalten hat, ist in der jüngsten Zeit vielfach Gegenstand theils einer besonderen Vorliebe, theils wissenschaftlicher Untersuchung geworden. Es war ein lobenswerthes Unternehmen, daß man begann, das Leben und den Geist desjenigen großen Theiles deutscher Nation, welcher sich des Plattdeutschen als Umgangssprache bedient, in ihrer kernigen und zugleich sinnigen Ausdrucksweise lyrisch und episch wiederzugeben. Ein überraschender Erfolg hat dies Streben schon gebilligt, welches nicht den Zweck hat, die Volksumgangssprache dem Volke selbst, das sich ihrer bedient, näher zu führen, sondern diesen Zweck erreichen möchte, daß durch das Eingehen in die Weise des Volkes dessen Denken und Trachten, Sitte und Leben den gebildeteren Volksmitgliedern näher geführt und durch das mächtigste Band des Wortes zum wirklichen Bewußtsein gebracht werde. Die Kenntniß von dem zu fördern, was des Volkes Herz erfüllt und durchlebt, ist gewiß ein lobenswerthes Unternehmen. Es ist demnach fast gleichgültig, ob das eigentliche Volk die Bedeutung und den Werth der plattdeutschen Dichtung

Begreift, genug, wenn die Gebildeten des Volkes sie verstehen. Wo die Anforderungen weiter gehen, da hat man allerdings Recht, sie zurückzuweisen.

Die plattdeutsche Mundart wird aber auch den Platz, dessen sie sich, zuerst schlichtern auftretend, während der letzten Jahre bemächtigt hat, zu wahren wissen. Nicht nur ist es von ganz besonderem Interesse für jeden Gebildeten, wenn er durch das Medium der Worte mitfühlt, was seine Volksgenossen fühlen; sondern es hat sich auch das Plattdeutsche als eine Sprache von ungeahnter Kraft und von einem Reichthume der Wortbildung und Gestaltung offenbart, der sie fähig machte, die hochdeutsche Schriftsprache, welche elendiglich verstecken wollte, aufzustrischen und zu kräftigen. Dem hochdeutschen Gebildeten eröffnete sie eine neue Welt, dem hochdeutschen Volke erneuerte sie die schon ziemlich erschlafften Blutsbande mit seinen westlichen Verwandten, den Holländern und Blämingern, zu deren Sprache die plattdeutsche Mundart den Uebergang bietet.

Sehen wir aber von dieser weiteren Bedeutung der plattdeutschen Mundart ab und betrachten wir sie für sich allein, so tritt sie uns sofort entgegen als eine Sprache voll Leben und Kraft. Das Volk spricht mit dem Munde nur, was ihm im Herzen tönt, es spricht mit dem Worte mitlebend und mitfühlend, es durchlebt, was es spricht. Daher der häufige Gebrauch der Hilfszeitwörter „haben“ und „thun“, mit welchen man die Handlung lebhafter vergegenwärtigt, ergreift und fortführt, als mit dem schleppenden Imperfectum der hochdeutschen Sprache. Dies innigere Herüberziehen und Beziehen der Handlung auf die redende Person ist ein Bezeichnendes für jede Volkssprache. Wie der niederdeutsche Bauer etwas „thun thut“, so „hat“ er es und „ist“ es auch unmittelbar. „Ich hew die leew“, „ich bin die good“ — sind diese Worte nicht von viel drastischerer Wirkung, als wenn ein Hochdeutscher sagt: „Ich liebe ihne“? Reich an Bildern, welche von Gegenständen hergenommen sind, die außer dem Lebenskreise des norddeutschen Volkes liegen, ist seine Sprache nicht. Das erklärt sich leicht aus der Einfachheit und vergleichsweisen Armuth des hiesigen Volkslebens selbst, gerade wie durch den größeren Reichthum seines

eigenen Lebens und der ihn umgebenden Natur in der Volkssprache des Süddeutschen sich eine Masse von äußerlich ergriffenen Bildern darstellt.

Der Niederdeutsche spricht dagegen mit sehr großer Präcision der Bezeichnung; seine Mundart besitzt viele Synonymen, welche er je nach dem, was er sagen will, wohl zu unterscheiden versteht. Er greift in der Lebhaftigkeit der Rede zu den kräftigeren und lebendigeren Worten, nicht aus Uebertreibung, sondern um die Sprache anschaulicher zu machen. Der Vater schlägt seinen Zungen nicht auf den Mund, er „haut ihm aufs Maul“; der Junge geht nicht, er „rennt“, er weint nicht, er „thrant, quarrt, blarrt, rohrt oder hult“, je nachdem er sein Mißbehagen mit diesen oder jenen Tönen begleitet. Gerade von diesen Bezeichnungen, welche für das Auszubrückende so charakteristische sind, hat die hochdeutsche Mundart viele verloren, die ihre naturwüchsigte Schwester sorgsam bewahrte.

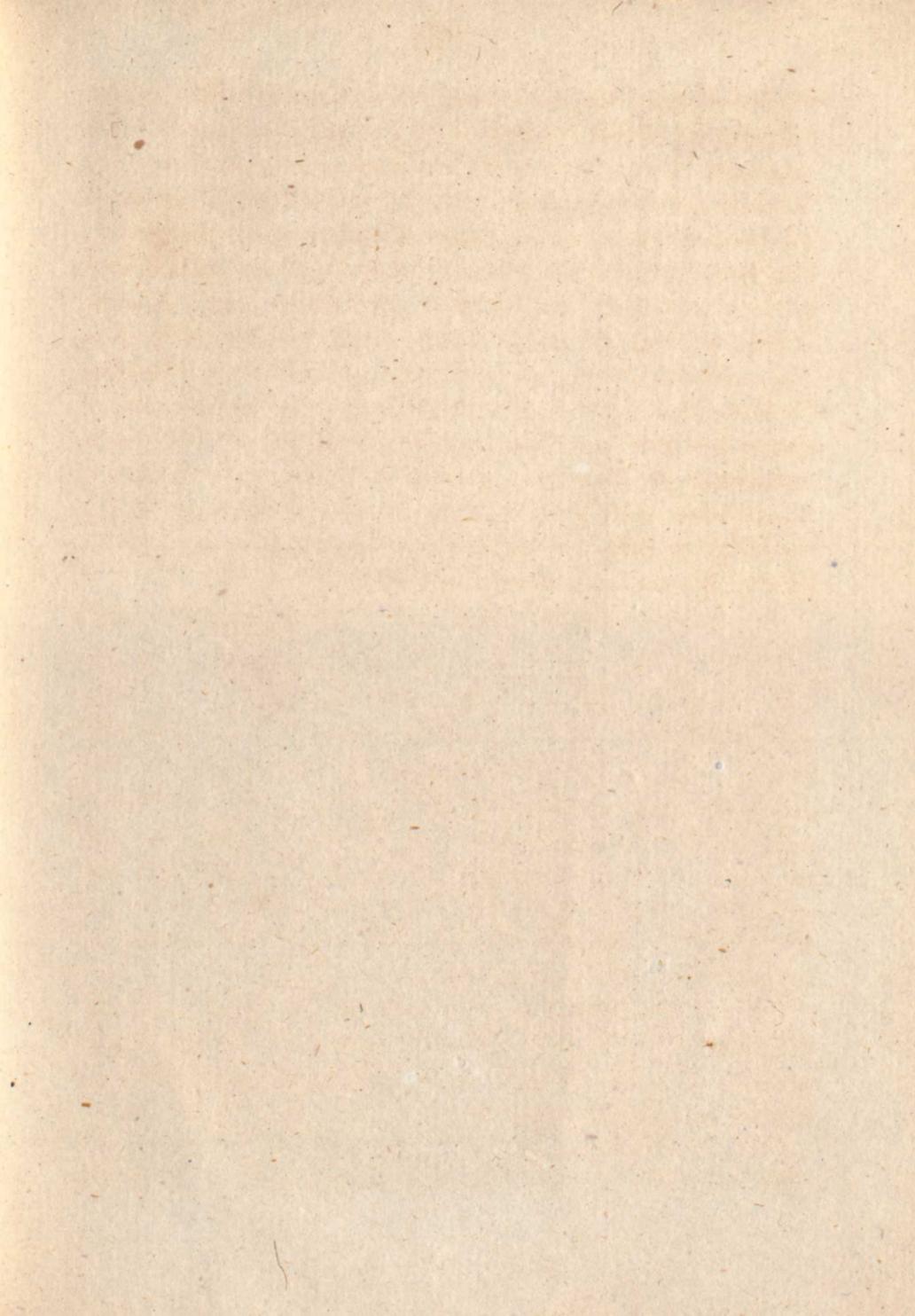
Wenn nun aber auch das Plattdeutsche an Kraft und Lebendigkeit des Ausdrucks dem Hochdeutschen voransteht, so ist doch auch nicht zu verkennen, daß in der gewöhnlichen Rede des Volkes von jenen ihren guten Eigenschaften Manches verloren geht. Der im Umgange so bedächtige Charakter der Leute bleibt hinter der Frische ihres sprachlichen Ausdrucks gewöhnlich weit zurück und wird jener nur zur Zeit einer höheren Erregung völlig gerecht. Der Süddeutsche poltert und wirft seine Worte kräftig nach allen Seiten herum und bricht sie meistens kurz ab. Nicht so unser Norddeutscher, welcher vielmehr jedes einzelne Wort möglichst in die Länge zieht und es mit langsamer Betonung von sich giebt. Seinem Dialekte wirft man deshalb mit Recht vor, daß er die Wörter in die Breite zieht; sie herauszuschreiben, wie der Süddeutsche, das versteht er nicht. Unser Landsmann aber hat eine eigene Weise, die einzelnen Sylben eines jeden Wortes zu einander hinüberzuziehen und durch Ausstoßen und Verschlucken der Vocale, namentlich des „e“, einsylbige Wörter zu bilden. Dies Verschlucken der Buchstaben ist schriftlich gar nicht zu bezeichnen. Geht man z. B. einem Manne vorbei und grüßt ihn, so empfängt man ein Gebrumme zurück, welches je nach der Zeit sich wie „goon mor'n“ oder „goon aw'nd“ anhört. Das soll heißen: „Guten Morgen“ oder „Guten

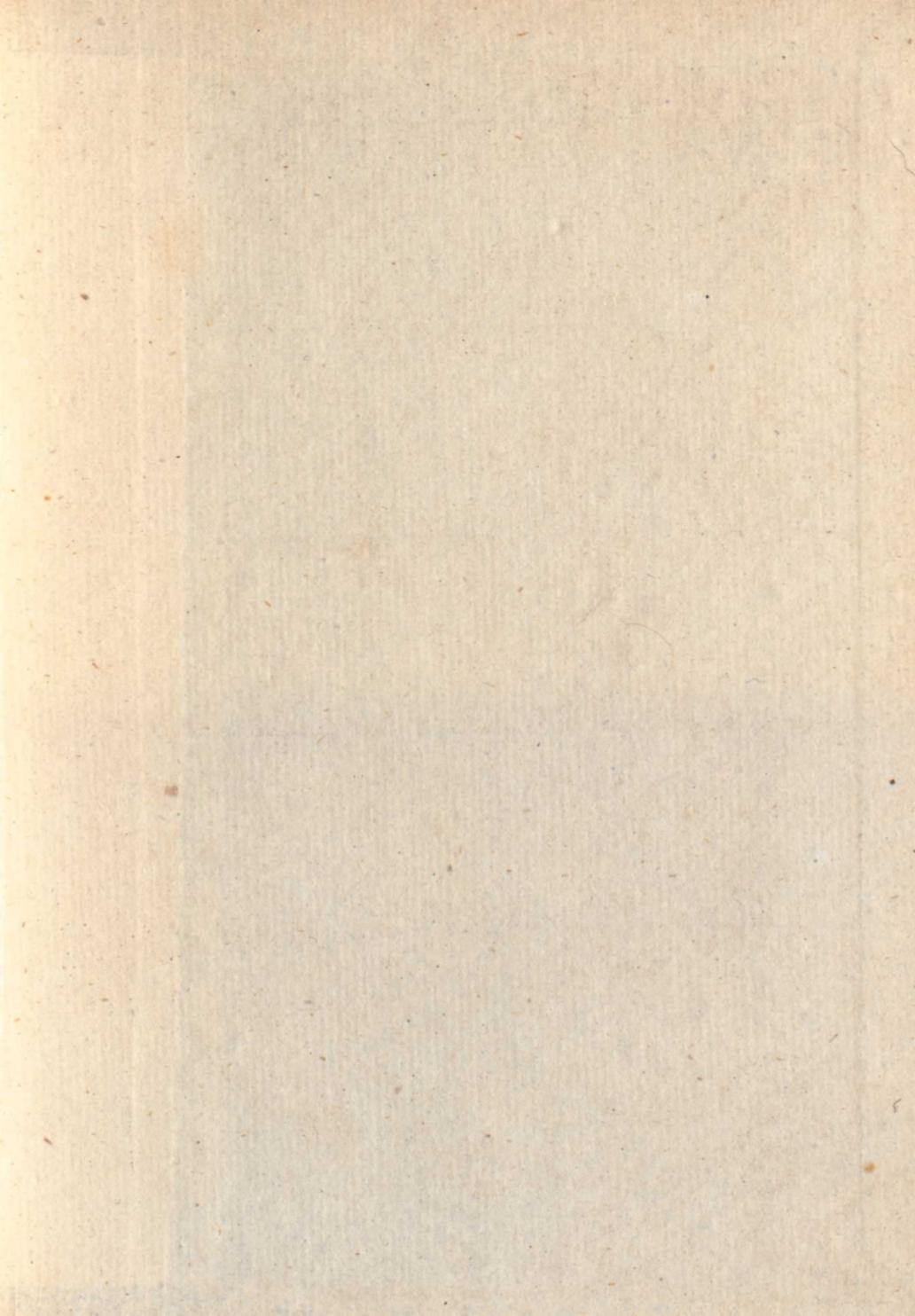
Abend“, die Hälfte hat man erhalten. Noch schärfer merkt man das Hinüberziehen der Worte zu einander in längerer Rede; wo der Süddeutsche „plaudert“, da — nach seinem eigenen Ausdrucke — „dröhnt“ der Norddeutsche mit einem recht langen „äh“. Dies Wort paßt für sein Reden viel besser, als wenn man von einem „singenden Reden“ des Norddeutschen spricht; das Dröhnen versinnlicht ein gewisses Ziehen des Tons durch die Nase, welches man nicht wohl ein Singen nennen kann. Aber dieses näselnde Dröhnen ist den Leuten eigenthümlich und charakterisirt sogar ihren natürlichen Gesang; es giebt auch eine gewisse Kunst im richtigen Dröhnen. Soll der Ton beim Gesange recht „fein“ herauskommen, so muß er halb durch den Mund und halb durch die Nase gehen. Dies namentlich in der Kirche, wo eine niederdeutsche Gemeinde in beständigem Räuspern und Schnenzen begriffen ist, um nebst der Kehle auch die Nase offen zu halten. Von einem Küster dagegen, welcher richtig singt, sagt der Bauer: „Nee, dat's keen Singen, dat's Schrien!“

* * *

Wird man im Bilde, welches wir im Vorausgehenden entworfen haben, eine Schilderung der mecklenburgischen Leute erkennen? Ohne Zweifel wird man die Leute, welche wir schildern wollten, nicht in den Städten, sondern dort suchen, wo des Volkes Eigenart und eine gewisse Einheit seiner Charaktergestaltung noch herrschen, auf dem Lande. Nur diese Einheit konnte und sollte dargestellt werden, nicht das einzelne Individuum Zug um Zug in seiner persönlichen Eigenart, sondern die Gemeinschaft aller oder vieler zusammengehöriger Individuen. Eine Volksgruppe aber besteht aus vielen solchen Persönlichkeiten, deren jede vom Gesamtbilde nothwendig mehr oder weniger verschieden sein muß.

Wir haben unbefangen geschildert, was wir so im Volke fanden und haben nicht verhehlt, daß wo Licht, da auch Schatten ist. Licht und Schatten zusammen geben erst ein Bild, aus Kraft und Schwächen bestehen die Menschen, wie sie einmal sind.



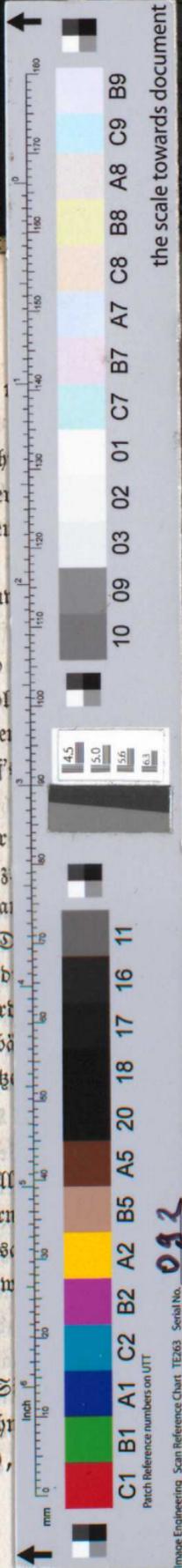




fie sich, wie dieses, nur nach der Seite des Realen
das Massenhafte und Gebiegene auszeichnen. Essen
bleibt die Hauptsache, die materielle Auffassung kehrt
Dies kann auch nicht weiter auffallen, wenn man er
heilige Abend vor der Weihnacht im Kreise dieser Le
Essen und Trinken gefeiert wird und vorzugsweise
heißt. Es ist nicht unsere Sache zu entscheiden, im
materiellen Genusses bei den beregten Gelegenheiten
wir schildern nur, was wir im Volke finden, und
bekanntem Erscheinung, welche sich überall wiederhol
natürlich erwachsenes, kräftiges Volk sich immer eben
lehnt, wie es an seinem Wesen und seiner Sitte auf

Auch das müssen wir nochmals hervorheben,
Gelegenheiten selbst dem oberflächlichsten Beobachter
der naturgemäßen Entwicklung des Volkes genau zu
überall strenge Festhalten an der bestimmten Sta
mehr diese Feierlichkeiten aus der Familie in die D
gehen, desto mehr macht sich, wie im Dorfe selbst, d
heit geltend und begründet eine unverrückbare Ort
und den eingeladenen Städtern, sodann auch den hä
gehört die Stube; an den Tischen auf der Diele sitz
ihnen folgen die Bühner, dann die Tagelöhner,
„Jungens“ am alleruntersten Orte, wohl gar vor
der allgemeinen Fröhlichkeit Theil nehmen. Dies M
und ohne Reib vor sich; man kann sogar oft wahr
Familienrückfichten durch die Macht der Standes
werden. Daraus ergibt sich ganz von selbst, daß w
unter diesen Verhältnissen seien ebenbürtige Ehen
wünschenswerthesten.

Einfach wie das Haus, das Leben und die C
Wohnung der Menschen. Ein Rasenhügel mit schr
Kreuze von Holz (selten von grauem Sandsteine),



Patch Reference numbers on UTT

092

Image Engineering Scan Reference Chart TE263 Serial No.

the scale towards document